



Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pf. In Halbheften: jährlich 28 Halbhefte à 25 Pf. In Heften: jährlich 14 Hefte à 50 Pf.

Sonnenwende.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von Marie Bernhardt.

(16. Fortsetzung.)

In Reginalds Schlafzimmer standen die Fensterlägel weit geöffnet, und der Mond sah herein; ruhig schwamm seine Silberfichel im duftigen Gewölke des Nachthimmels, und ein Heer von Sternen stimmte um ihn her. Die Luft ging still — kein Laut ertönte in der Sonnenwendnacht! —

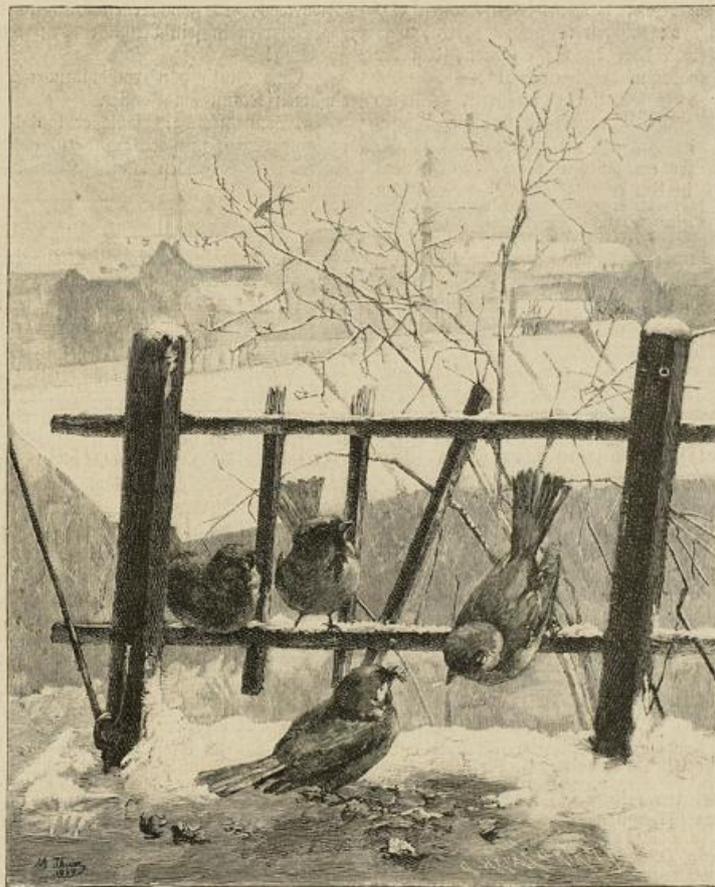
Angeichts dieses tiefen Friedens ging es wie ein Sturm über des Mannes Seele. Nein, selbst der ungewohnte Genuß des Weines hatte es nicht vermocht, ihm Vergessenheit zu bringen. Die bis aufs äußerste erregten Nerven arbeiteten dem Einfluß des Weines entgegen und hoben seine Wirkung auf. Nicht betäubt und gedämpft — doppelt scharf und angespannt war sein Empfinden, keine Spur von Müdigkeit oder Verlangen nach Ruhe war über ihn gekommen, sein Gefühlsleben war wacher, thätiger denn je zuvor in ihm.

Er hob seine Augen auf zu dem Wunderwerk des nächtlichen Himmels. Von diesen Höhen war ihm bisher immer noch Trost und Frieden gekommen — aber seine Seele lag heute wie gelähmt in ihm, es war, als seien ihr die Flügel gebrochen, die sie sonst willig und sicher empfortragen hatten.

Wenn er gewußt hätte,

wo Recht und Pflicht für ihn lag — er würde nicht feig gezögert haben, sie auszuüben, gleichviel, was es ihn kostete. Aber dies wußte er nicht! Es war eine Stimme in ihm, die sagte: „Geh hin, lebe dein Leben weiter und schweige! Zerstre nicht zwei liebenden Menschen ihr Lebensglück! Juristisch ist das Verbrechen verjährt, kein irdischer Richter der Welt würde heute mehr das Schuldig über den gereiften Mann aussprechen, der als jähzorniger Jüngling vor nahezu zwanzig Jahren die rasche That verübte. Und es war ja kein wohlüberlegter Mord, den er begangen hatte, nicht mit kaltem Blut hatte er ihn geplant. Nein! Im wilden Zorn gegen den Unmenschen, der die Armuth unterdrückte und zu seinen Zwecken ausnützte, der seinen Vater zum unglücklichen Mann gemacht, dessen Familienleben vergiftet hatte und nun auch noch zum Uebermaß die abgöttisch geliebte Mutter hilflos in Krankheit und Entbehrung ließ, hatte der leidenschaftliche junge Mann auf seine Weise Gerechtigkeit geübt und ein Geschöpf aus der Welt geschafft, dessen Thaten eine ganz andere Strafe verdient hätten, als einen raschen, plötzlichen Tod!“

„Wenn es auch so



Sungrige Gäste. Nach einem Gemälde von M. Thun.

war," entgegnete die andere Stimme, „er hatte das Recht nicht, den alten Mann zu tödten! Gott allein hat zu entscheiden über Leben und Tod, wenn die irdische Gerechtigkeit machtlos ist, den Missethäter zu strafen! Eine Mördergrube würde die Welt werden, wenn jeder nach eigenem Gutdünken sich Recht und Gerechtigkeit verschaffen wollte! Du weißt das genau — hast du es nicht selbst vor kurzem noch dem zum Tode Verurtheilten gesagt, als er trotzig schwor, eine gute That begangen zu haben, indem er ein gemeinlichliches Dasein vernichtete? Liegt denn dieser Fall anders? Und du willst ein Diener Gottes sein, den Menschen den Spruch auslegen: die Rache ist mein — ich will vergelten, spricht der Herr! — und handelst deinen eigenen Worten zuwider? Ob verfährt, ob nicht — ob nach menschlichem Ermessen strafbar oder entschuldigend — es ist deine Gewissenspflicht, zu bekennen, daß du um diesen Mord weißt, entsetze daraus, was da wolle!“

Reginald trat verstört vom Fenster zurück und sah sich im Zimmer um — ganz deutlich war ihm gewesen, als höre er eine mahnende Stimme laut zu ihm sprechen! Aber es war niemand da, nur ein leiser Nachtwind machte sich auf und hielt ein raunendes Flüstergespräch mit den Bäumen, die in dem unter seinem Schlafzimmer gelegenen Garten standen. Jetzt waren sie wieder regungslos, und über die schlafende Welt kam tiefer Gottesfrieden.

„Ich kann nicht — ich kann nicht!“ begann sein stürmisch klopfendes Herz zu sprechen. „Ist es nicht Annie Gerolds Lebensglück, um das es sich handelt? Und ich soll hingehen und ihr's vernichten mit grausamer Hand und zusehen, wie sie sich an ihrem Gram verblutet? — Und wenn sie dir noch ein fremdes, gleichgültiges Geschöpf wäre, und du hättest nur ihre Schönheit bewundert! Aber du liebst sie . . . du liebst sie! Und eben weil du sie liebst, kennst du auch ihre Seele — die Seele, die zu dir sprach an dem Abend, da du sie zum ersten Mal sahst und ihre herrlichen, lieben Augen dir von ihrem Herzen erzählten, dem feurig empfindenden, zärtlichen, weichen! Du könntest dies geliebte Leben schützen, und du wolltest es nicht? Nein, was du auch thust — Annie Gerold darf es nie erfahren, daß der Mann, den sie liebt, ein Verbrechen begangen hat!“

„Wohl! Nicht durch dich soll sie es erfahren, — wird es ihr dadurch aber auf ewige Zeiten verborgen bleiben? Gottes Mühlen mahlen langsam, du hast es oft genug schon erlebt! Wer hieß dich gerade hierher an die Kirche zu Saint Lukas kommen — wer führte dich in den ersten Wochen schon mit dem Mädchen zusammen, das du lieben solltest — wer fügte es, daß unter den deiner Seelsorge anvertrauten Gefangenen gerade Schönfeld war, Schönfeld, der bei der ersten Begegnung schon ein unerklärliches Interesse in dir erweckte, daß du dir heilig gelobtest, diese Seele zu gewinnen um jeden Preis? Und da du sie gewonnen hattest — wer zwang ihn, dir gerade jenes Erlebnis aus seiner Jugendzeit zu schildern, welches das Lebensglück dreier Menschen — denn auch das deinige steht auf dem Spiel! — in sich begreift? Du sprichst zu deiner Gemeinde so oft und überzeugungstreu von wunderbarer göttlicher Jüngung, und du willst übersehen, daß an dir sich die allerwunderbarste vollzogen hat?“

„Nein — nicht übersehen! Es ist möglich, daß Annie Gerold auf anderem Wege, daß sie es in jähler, grausamer Weise, daß sie es zu spät erfährt, wer ihr Geliebter ist, welche That er begangen hat . . . durch mich soll sie es nicht hören! Ich kann es nicht! Ihn hat ihr Herz sich erwählt vor vielen andern, und ich habe es nicht hindern können — ich werde es auch nicht hindern, daß sie aus seiner Braut seine Gattin wird!“

„Und dein Gewissen? — Wird es dich nicht Lügen strafen auf der Kanzel — am Altar, von wo du meines Gottes Wort verkündigst? Als Mensch übst du Selbstverleugnung und Großmuth, indem du schweigst! — als Priester wirst du dir selber untreu, wenn du andern predigst: Gott über alles! Was hülfte es, wenn Ihr die ganze Welt gewännet, und nähmet doch Schaden an Eurer Seele? Gebt Gott, was Gottes ist! — Wer ist der stärkere in dir: der Mensch, der nach Menschenmaß richtet und verfährt — oder der Diener des Höchsten, der alles, was er thut, in seinem Namen vollbringt?“

„Aber dies kann nicht Gottes Wille sein — dies nicht! Wie lang ich hingehen und den hochgeachteten, berühmten Mann des langverjährteten Totschlags bezichtigen, ihn öffentlich an den Pranger stellen und sein Leben vernichten — nicht seines allein, sondern

auch dasjenige des Liebsten, was ich selbst auf dieser Welt habe? Und in welchem falschen, selbstischen Licht stände ich da vor jenen — denn sie wissen es beide, daß ich das Mädchen liebe!“

„Wozu, meinst du wohl, hat Gott dem zum Tode Verurtheilten heute, am Tag der Sonnenwende, seine Beichte in den Mund gelegt, wenn nicht, um dir zu zeigen, daß es Gottes Wille ist, du sollst des Mädchens Verbindung mit diesem Mann verhindern?“

„Ich kann nicht! Nicht diesen Ketz! Ich kann nicht! Für mein ganzes Leben würde ich mir wie entehrt und beschimpft erscheinen!“

„So hättest du nicht Priester werden, nicht deine Seele Gott angeloben sollen! Deine Seele gehört nicht Gott — sie gehört der Welt! So, wie du handeln willst, handelt ein Kavalier, ein Ehrenmann, im Sinn der Kaste, der du angehörst — als demüthiger Knecht Gottes hast du nur einen Weg vor dir!“

„O, ein Wunder — ein Zeichen — eine Offenbarung von oben!“

„Du bedarfst ihrer nicht! Du findest die Offenbarung in der Tiefe deines Herzens — folge ihr! Es ist ein Pfad der Thränen und der Dornen, den du wandeln sollst — aber wer nicht sein Kreuz aufnimmt und folgt mir nach, der ist meiner nicht werth!“

Im Osten brach das Morgenroth an — ein Hahn krächte in der Nähe — die Baumwipfel schauerten im herben Frühling — hier und da sekte ein verschlafenes Vogelstimmchen mit einer einzelnen Note ein. Die Sonnenwendnacht war vorüber!

Das Licht im Osten verstärkte sich, wurde strahlender, triumphirender — hinter den Baumkronen hub es an, zu glühen wie eine Feuersbrunst — Cos, die rosenfingrige, kam in ihrem Sonnenwagen herauf.

Zu Ende der Frühling — die Zeit des Sehns, Hoffens, Erwartens, des schüchternen Blühens und Knospens; jetzt tritt der Sommer in sein Recht, er bringt die Erfüllung — die Entscheidung! —

Eine Fluth von rothgoldnem Licht ergoß sich über den einsamen Mann am Fenster.

„Sonnenwende!“ sagte er laut vor sich hin — dann deckt er seine Augen mit der Hand zu, als blende ihn der Glanz des glorreich aufsteigenden Tagesgestirnes. —

15.

Die Bewohner der „zweiten Hoßgasse“ — es gab deren drei in 7. — bescheidene, kleine Leute, Handwerker, Krämer, Trödler, waren erstaunt, einen schlanken, sehr hübschen Wlanenoffizier in voller Uniform heute, am Morgen des achtundzwanzigsten Juni, an ihren niedrigen Häuschen ruhelos auf- und abgehen zu sehen. Die „Hoßgassen“ gehörten zum ältesten Theil der Stadt, sie waren eng und winkelig und sehr unregelmäßig gebaut, dazu nicht einmal von charakteristischem Aussehen, sondern häßlich und nüchtern. Früher hatte es hier ein paar öffentliche Gebäude gegeben: eine Kaserne, die schon seit Jahren nicht mehr als solche benutzt wurde, halb verfallen war und jetzt als eine Art von Proviantraum diente, und ein Arresthaus, das man ebenfalls nicht mehr brauchte und zu welchem ein viereckiger gepflasterter Hof gehörte, der nach der Straße zu mit einem festen Thor, aus zwei mächtigen, eisenbeschlagenen Flügeln bestehend, abgeschlossen war. — Vor diesem Thor nun ging der Wlanenoffizier, die halbe Hoßgasse entlang, seit einer guten Viertelstunde auf und ab. Die Kinder, die vor den Thürnen spielten, bewunderten jedes Stück seiner Uniform, und die Frauenzimmer, die ziemlich häufig die Köpfe aus ihren Behausungen streckten, angeblich, um nach ihren Kindern zu sehen, fanden, daß es ein hübscher Herr sei — aber was konnte er hier wollen? — Die Männer waren sammt und sonders schon an ihre Arbeit gegangen, aber auch von ihnen hätten es wenige zu denken gewußt, was es mit der Anwesenheit eines Offiziers um diese Stunde und in dieser Gegend auf sich habe — sie lasen keine Zeitungen, höchstens kleine Flugblätter und Broschüren, die für den Arbeiterstand gedruckt wurden — und die Angelegenheit, um die es sich hier handelte, war von den Behörden sorgsam geheim gehalten worden und sollte erst als vollzogene Thatfache in kürzester Fassung dem Publikum bekannt gegeben werden. —

Auf dem viereckigen, rings von hohen Brandmauern umgebenen Hof des Arresthauses wurden noch zuweilen Rekruten exerziert — außerdem aber hatte dieser Hof noch eine andere Bestimmung: die in *F.* vorkommenden Hinrichtungen wurden hier vollzogen.

Lautlos und in aller Frühe schon waren die nothwendigen Vorbereitungen getroffen worden. Selbst die bekanntesten Frühlingskrieger der zweiten Hofgasse hätten nicht die kleinste Veränderung wahrzunehmen vermocht: alles sah ganz so aus wie sonst . . . und wäre auch einigen der dort wohnenden Leute eine Ahnung des Sachverhalts aufgefallen — das schwere, eisenbeschlagene Thor war fest verschlossen und wies weder Spalte noch Oeffnung auf. Die Neugier wäre also hier ganz vergebens gewesen.

„Klipp-kapp! Klipp-kapp!“ machte der Schleppfabel in taktmäßiger Bewegung auf dem Steinpflaster — was hatte der hübsche Lieutenant so eilig anzusehen und sich immer wieder so nachdentlich den kleinen Bart zu drehen?

Neun Uhr! Die Uhr der altersgrauen Nikolaiskirche sagte mit ihrer heiseren, hohlen Stimme die Stunden her, und der Offizier fuhr zusammen und blieb zum ersten Male während seiner Wandererschaft stehen; es war, als lauschte er, — aber die Thorflügel waren massiv und ließen keinen Laut durch. „Klipp-kapp!“ begann der Säbel von neuem seine Musik auf dem Straßenpflaster.

Die Hausfrauen und Mädchen hörten allgemach auf, aus den Fenstern zu sehen — sie hatten alle zu thun. Die einen gingen auf den Fisch- und Gemüsemarkt in der Nähe, die andern trafen schon Vorbereitungen zum Essen oder warteten ihre kleinen Kinder; es nahm sich kaum eine von ihnen die Zeit, wieder einmal, inmitten der Arbeit, nach dem Ulanen zu sehen: ja — er war immer noch da!

Ein frischer, leuchtender Sommermorgen — der Himmel mit kleinen, weißflockigen Wölkchen leicht überzogen, die Sonne warm und mild, aber nicht stechend — selbst die kümmerlichen Fleckchen Erde, die hier und da in der zweiten Hofgasse einen „Garten“ vorstellten sollten, grünten lustig, und ein kleiner Dompfaff, der in einem hölzernen Bäumchen am offenen Fenster hing, pfliff wohlgenuth „Freut euch des Lebens“, brach aber immer in der Hälfte des Liedes ab und begann es unbedrossen von neuem.

Es mochte gegen halb Zehn sein, als sich die schweren Thorflügel knarrend in ihren Angeln drehten: eine Abtheilung Gendarmerie ward sichtbar, welche die Straße entlang marschirte — dahinter kamen einige Herren, die stumm nebeneinander hergingen; hinter ihnen wurde das Thor sorgfältig wieder geschlossen.

„Reginald!“ sagte der Offizier leise und legte einem der Herren die Hand auf den Arm.

„Du, Fritz! Wie kommst Du hierher?“

„Ich — nun, ich wußte ja doch — und so kam ich, Dich abzuholen, und kann bis Mittag mit Dir zusammenbleiben. Ich habe mich vom Dienst für heute frei gemacht.“

„Das ist sehr liebenswürdig von Dir! Darf ich die Herren mit meinem Vetter, Lieutenant von Conventius, bekannt machen?“

Die Herren — der Bürgermeister, ein Polizeirath, ein Regierungsbeamter und Direktor Warnow — zogen die Hüte, ein paar Wechselreden gingen hin und her, doch war niemand zum Plaudern aufgelegt, und am Ende der zweiten Hofgasse trennte man sich.

Die beiden Vettern gingen mit einander weiter. Fritz sah seinen Begleiter zuweilen besorgt von der Seite an. Was hatte Reginald nur? Es konnte kein gewöhnliches Ereigniß, es konnte auch nicht die doch längst erwartete Hinrichtung gewesen sein, die diesen kraftvollen, stählernen Charakter so tief erschütterte — der ganze Mann sah gänzlich verändert aus, er war kaum wiederzuerkennen. Als wenn eine schwere Last ihn niederdrückte, eine Schuld ihn beschwere, so ging er einher.

„Du hast doch jetzt Zeit, lieber Alter, um mit mir zu kommen?“ begann der Lieutenant, indem er seinen Arm vertraulich unter den des Veters hob.

„Zeit? Jetzt? O ja! Das schon — aber wohin willst Du denn eigentlich mit mir?“

„Dahin, wo man einen Guten schenkt, Freunden! Ich weiß ein stilles, kühles, grünes Gärtchen, nicht allzu weit von hier, ein ganz neues Etablissement, allwo der Wirth sich angenehmer Getränke und einer sorgerechten Bedienung — weiblichen Geschlechts — befließigt . . . na, mach' nur nicht gleich Augen,

geistlicher Herr! Ich liebe mein Mäuschen wahrhaftig — aber soll ich mich nun darum nie mehr weiblich bedienen lassen?“

Reginald ließ diese tiefe Frage unerörtert.

„Ehlich gestanden, Fritz, ich verpire keine große Lust, mich jetzt und heute in einen öffentlichen Garten hinzusetzen, mitten in ein Gewühl lustiger, plaudernder Menschen —“

„Du hast mir nicht zugehört, lieber Alter, sonst würdest Du so nicht reden! Ich sprach von einem kühlen, grünen, stillen Gärtchen! Wohlgerucht: von einem stillen! Das ist's ja eben! Ein neues, von mir zufällig entdecktes Lokälchen, in dem noch wenig oder gar kein Verkehr herrscht — zumal um diese Zeit! Ich wette, daß das „Gewühl plaudernder Menschen“, dessen Du eben erwähnest, aus uns zweien bestehen wird — nun, und das hat gerade nichts Beängstigendes! Du kannst Dir da alles vom Herzen heruntersprechen, gerade als sähest Du zwischen Deinen vier Wänden — kannst mir, wenn Du willst, von Deinem armen Sünder berichten —“

„Berzeih' mir — nein, das kann ich nicht! Später einmal vielleicht! Du hast auch schon sterben gesehen, ich weiß es, aber es ist ein anderes Ding, ob jemand friedlich in seinem Bett stirbt oder auf dem Schlachtfelde fällt, oder ob er gewaltsam durch den Arm der Gerechtigkeit aus dem Leben geschafft wird! Mich hat es hart angegriffen, und ich werde den Eindruck lange, lange Zeit mit mir herumtragen, das fühle ich! Geheiß' es ehrlich, Fritz, ich bin ein trauriger Gesellschaftler heut' für Dich; Du solltest mich mir selbst überlassen!“

„Daß doch auch geschickte Leute offenbaren Unsinn schwätzen können! Gesellschaftler! Als ob es mir darum zu thun wäre! Wenn Du mich nicht fortschickst . . .“

„Das nicht! Aber Du mußt mir nicht böse sein, wenn ich so gut wie nichts zur Unterhaltung beibringe.“

„Schon wieder! Unterhaltung! Wer in aller Welt verlangt denn das von Dir? Seit wann kommen wir beide uns mit höflichen Redensarten? Von Dir verbitte ich mir dergleichen geradezu — verstanden? Böse sein! Ich möcht' wohl wissen, was Du anstellen müßtest, damit ich Dir böse sei! Baita! Alleinsein ist jetzt ein gefährliches Gift für Dich, daher wirft Du mich sobald nicht los, und solltest Du mich auch in der Stille dafür zu allen Teufeln wünschen!“

„Das wäre nun für mich wirklich ein ungeheuer passender Wunsch!“

„Pardon! Du hast recht! Ich muß mir am Ende wirklich das Fluchen abgewöhnen — Mänschen und Schwiegermama sind auch nicht entzückt davon. Hör', Mensch, die Schwiegermama hat mir gestern ein Cigarettenetui ihres Seligen geschenkt, echt vergoldet, von feinsten Arbeit — feudal! Dieser gute Mann muß einen ausgesuchten Geschmack besessen haben, seine Witwe zeigte mir noch viel mehr solche feine Kostbarkeiten und ließ die angenehme Aussicht durchschimmern, daß ich allmählich die ganze Hinterlassenschaft antreten würde. Was sollte sie auch damit? Zu Ehren werde ich die Sachen schon halten — und sie kann sie ohnehin nicht brauchen, denn die wadere Dame raucht nicht!“

Unter solchem Geplauder führte Fritz den Vetter durch verschiedene Straßen, bis sie endlich vor einem hübschen, weißgetünchten Hause Halt machten, das neben einem Garteneingang mit der Aufschrift „Gartenwirtschaft“ belegen war.

„Hier gehören wir her“ — der Lieutenant öffnete die hohe Gitterthür und steuerte geradeswegs auf eine schöne, schattige Baumgruppe los, unter welcher eine Anzahl gefällig gebauter Gartenmöbel stand. „Nun, verhält sich's nicht, wie ich Dir prophezeit hatte: „Aergebrannt ist die Stätte“ — da hinten wimmeln ein paar nebelhafte Formen herum, die gehen uns aber nicht das mindeste an. Zenzi — Zenzi — liebliche Maid! — Du mußt wissen, hier giebt's echtes Münchener Bier und echte Münchener Mädchen in Kiegelhauben dazu — angenehm für Geschmack und Auge. Siehst Du, da ist sie!“

Ein zierliches junges Mädchen mit einem frischen Gesicht, dem das Kiegelhäubchen allerliebste stand, kam auf Fritzens Ruf wie ein flinkes Bachstelzchen einhergetrippelt und fragte mit einem Anz, was denn die Herren haben möchten.

„Zunächst eine Patzschand, Zenzi! Und dann bringst Du zwei Franziskanerbräu und ein paar Kettige — Kadi, Du weißt's schon! — mit Salz und Butter — ich hab' einen rechtshaffenen Hunger!“

Zenzi knigte abermals und verschwand mit einem langen Seitenblick auf den schönen, blonden Mann, der weder Gruß noch Scherzwort für sie gehabt hatte.

„Das ahnungslose Wort Gottes! Jetzt thut er's der Kellnerin an, ohne seine Augen nur aufzuschlagen!“ dachte Fritz für sich und forderte seinen Gefährten auf, sich umzusehen und ihm zuzugeben, daß es hier wirklich hübsch sei.

Ja — Reginald sah sich um und gab es zu. Der sauber gepflegte Garten wies nichts von der üblichen Nüchternheit sonstiger Restaurations-schauplätze auf — es gab liebliche, versteckte Plätzchen in ihm, buschige Anlagen, saftiges Rasengrün und eine Fülle verschiedenfarbiger Rosen zwischen würzig duftenden Kellendeuten.

Ab und zu trat ein einzelner Gast durch das Gitterthor und ging an den beiden, die bei ihrem Biertrug und Nettig saßen, vorüber tiefer in die Anlagen hinein. So auch jetzt eben wieder: ein hochgewachsener, vornehm aussehender Herr schlenderte, von einem wunderschönen Kassehund begleitet, gemächlichen Schrittes den Kiesweg entlang; er starrte und blieb etwas unschlüssig stehen, als er die beiden Bettlern unter den Ahorn- und Lindenbäumen gewahrte.

„Du, Regi,“ raunte der Lieutenant hastig seinem Gefährten zu und erhob sich von seinem Sitz, „ist Dir's sehr peinlich, mit dem Professor Delmont zusammenzuprallen? Wie der hierherkommt? 's hilft aber alles nichts, ich muß den Mann anreden, ich bin erst neulich in seinem Haus gewesen, und er machte den liebenswürdigsten Wirth, — das darf nicht ungerochen bleiben! Ergebenster Diener, verehrter Herr Professor! Welcher Wind weht Sie in diesen verborgenen Erdenwinkel?“

„Bemuthlich derselbe, der Sie hierhergetrieben hat!“ erwiderte der Angeredete freundlich, zog den Hut, schüttelte Fritz's dargereichte Hand kräftig und verneigte sich gegen den Prediger. „Durch Zufall habe ich diesen hübschen, stillen Garten entdeckt, in dem man vor lästigem Jubel und Trubel sicher ist, und da meine Braut heute für den beabsichtigten Morgen-spaziergang vor allerlei Aussteuerjorgen nicht zu haben war, so wußte ich nichts Besseres zu thun, als eben hierher zu kommen, weil mir zum Arbeiten die Stimmung fehlte.“

„Lange wird dies anmuthige Idyll hier nicht währen!“ sagte Fritz gedankenvoll und griff nach einer kleinen hellgrünen Raupe, die sich an einem langen Faden von der nächststehenden Linde heruntergelassen hatte und sich dicht vor seinen Augen hin- und herhaukelte. „Andere Leute werden auch so klug sein, herauszufinden, daß sich's hier gut hausen läßt — und in kurzer Zeit wird man hier im Garten kein leeres Plätzchen mehr finden, das edle Bier wird getauft werden, und aus dem lieblichen Naturkind Zenzi wird eine abgefeimte Bedienungsmansell geworden sein!“

„Welch ein düsteres Mene Tekel!“ schob Delmont lächelnd ein. „Glauben Sie's mir immer dreist, Herr Professor — in Wirthshausfragen bin ich Autorität — meine Berühmtheit auf diesem Gebiet dürfte freilich bedeutend geschmälert werden, wenn ich meinen Nacken unter das sanfte Joch der Ehe beuge! — Nun, Ego, alter Freund, kennst Du mich noch?“

Das schöne Thier bewegte den buschigen Schweif und sah mit seinen sprechenden Augen zu dem Lieutenant empor.

„Was er doch zu meinem Zulchen sagen würde! In ihrer Art ist sie auch ein Original, sehr gelehrig und für Schnepfen und Wildenten geradezu erstaunlich begabt — 's ist eine Freude, mit Zulchen auf die Jagd zu gehen — mehr mit ihr anzufangen als mit manchem Kameraden — in allem Ernst!“

Fritz sprach etwas gezwungen und lachte laut über seinen eigenen Witz; es war ihm peinlich, daß Reginald, sonst der formgewandteste Gentleman, mit keiner Silbe an dem Gespräch theilnahm, sondern stumm, mit niedergeschlagenen Augen, beiseite stand. „Was hat er denn nur?“ dachte der Offizier ungeduldig. „Früher oder später mußte er doch auf ein Zusammentreffen mit Delmont gefaßt sein, und er braucht es ihm wahrhaftig nicht mit dieser Geflüchtlichkeit zu zeigen, daß er es nicht verwinden kann, von der schönen Annie um seinetwillen zurückgewiesen worden zu sein! Jetzt steht er da wie der steinerne Gast und macht ein Gesicht, als wäre der Professor der leibhaftige Gottseibeiuns. Es bleibt mir nichts übrig, als Regi zu entschuldigen, zumal der Professor schon ganz mißtrauisch zu ihm herüberseht!“

In der That hasteten Delmonts große Augen mit be-

fremdetem Forchten auf dem Antlitz des Geistlichen — auch ihm schien es ungläublich, daß Conventius, ein Aristokrat, ein Mann der großen Welt, der ihre Formen vollkommen beherrschte, diese auffällige Zurückhaltung zur Schau trug, weil er einen bedorjugten Nebenbuhler vor sich sah!

„Sie müssen gütigst meinen Better entschuldigen, er ist heute kein ganz normaler Mensch!“ begann Fritz und neigte an seinem Säbel. „Sie lesen wohl keine Zeitungen, Herr Professor?“

„Nur die Nachrichten über Kunst und Wissenschaft und da Allernothwendigste von Politik — anderes niemals!“

„Es kommt auch erst jetzt, nachdem alles vorüber ist, eine kurze Mittheilung in die öffentlichen Blätter — es handelt sich nämlich um einen Anarchisten und Mörder, der heute hingerichtet wurde und den mein Better in seiner Eigenschaft als Gefängnißprediger —“

„Ich bitte Dich, Fritz,“ unterbrach ihn nähertretend der Pfarrer von Sankt Lukas plötzlich mit offener Unruhe und Aufregung, „was soll das alles? Brich ab von diesem Thema, nenne keinen —“

„Aber was sieht Dich denn an?“ fiel ihm der Lieutenant ins Wort, nun auch seinerseits ärgerlich, daß Reginald ihm den einzigen Milderungsgrund seines „wirklich ganz unparlamentarischen Betragens“ nicht gestatten wollte, auszusprechen. „Du thust gerade, als sei das alles ein Staatsgeheimniß! Heute noch kann Professor Delmont, wenn er Lust dazu hat, den Namen in allen Abendzeitungen lesen. Also der Mann hat sich in verschiedenen großen Städten auch verschiedene Namen gegeben, einmal nannte er sich Heller, ein andermal Deaks — sein eigentlicher Name aber ist Heinrich Schönfeld, und er stammt aus Hamburg.“

Hier hielt der Lieutenant inne und es wurde ihm seltsam und unbehaglich zu Muth. Delmont war sahl im Gesicht geworden, hatte sich vorgebeugt und starrte mit einem Ausdruck banger Frage und ungläubigen Schreckens in Reginalds Antlitz — dies Antlitz aber war urplötzlich dunkel eröthet, bis unter die Haarwurzeln in Purpurgluth getaucht — die Augen blieben beharrlich gefenkt, der Athem des Mannes kam und ging rasch und hörbar. So wie der Pfarrer von Sankt Lukas da stand, sah er — nicht Delmont! — aus wie das verkörperte Schuldbe-wußtsein!

Fritz sah von einem zum andern in der tiefen Stille, die seinen Worten gefolgt war; er wußte nicht, was er in seiner Verwirrung denken sollte — das eine fühlte er deutlich: hier lag irgendwo der Schlüssel zu Reginalds seit kurzem so auffällig verändertem Wesen. Was, uns Himmels willen, konnte ihm denn geschehen sein?

Da fühlte der Manentlieutenant mit einem Male eine Hand auf seiner Schulter, und er fuhr so heftig herum, als hätte ihn eine Natter gestochen.

„Better, Conventius, müssen Sie ein schlechtes Gewissen haben!“ rief Lieutenant Gründlich lachend und legte grüßend die Hand an die Mütze. „Verzeihen die Herren, daß ich Ihnen da so ohne weiteres in Ihr tête-à-tête falle, ich hätte aber gern mit dem Kameraden Conventius ein Wörtchen unter vier Augen gewechselt — soviel kann ich ja verrathen: es handelt sich um das Festeisen zu Ehren unseres scheidenden Obersten. Jammervoll, daß er geht, einen solchen Vorgesetzten können wir uns künftig nur abmalen! Ihr Better Fritz, Herr von Conventius hat von uns allen im Regiment entschieden den glücklichsten Arrangirmuskel, eine beneidenswerthe Naturanlage, und ich hoffe, seine Bräutigamspflichten werden ihn nicht verhindern, uns seine Fähigkeiten bei dieser feierlichen Gelegenheit zur Verfügung zu stellen. Für die Herren hat dies natürlich gar kein Interesse — Sie entschuldigen es daher wohl, wenn ich Ihnen den lieben Fritz auf eine kurze Weile entführe! Einstweilen habe ich die Ehre! — Also, Conventius, wir hatten zunächst gedacht, um die Sache würdig einzuleiten . . .“

Damit faßte Gründlich seinen Kameraden unter den Arm und führte ihn, eifrig in ihn hineinredend, ein Stück weiter, einem kleinen, von Weidengebüsch umstandenen Weiher zu, neben welchem die beiden Offiziere, gänzlich außer Gehörweite und durch ein paar schlankaufgeschossene Birken auch den Blicken entzogen, stehen blieben.

Reginald von Conventius und Delmont standen einander allein gegenüber, — beide wie von einem Baum umfangen —



**Zuleber.**

Nach einer Zeichnung von A. Zid.

regungslos. Der gesenkte Blick des Geistlichen hob sich, wie von einer fremden Gewalt gezwungen, und seine Augen, über denen es wie ein Flor lag, sahen in das entfärbte Gesicht des andern. Dann tastete Reginalds Hand unsicher nach seinem auf der Tischplatte liegenden Hut, und er machte eine Bewegung, als wollte er sich zum Gehen wenden.

Da hielt ihn Delmont zurück und fragte mit heiferer, stockender Stimme:

„Er hat Ihnen — hat Ihnen Beichte abgelegt?“ Und, da Reginald stumm blieb, drückte er die geballte Faust auf den Tisch und sagte gebieterisch: „Sie müssen mir das sagen — ich muß es wissen — vielmehr, ich weiß es schon — ich lese es Ihnen ja vom Gesicht herunter . . .“

Reginald wollte erwidern, aber er brachte kein einziges Wort heraus — was hätte er auch sagen sollen? Er wisse von nichts, Schönfeld habe ihm nicht gebeichtet? Eine offensbare Lüge — er — ein Geistlicher! Und Delmont würde sie ihm keine Minute lang geglaubt haben!

„Daß er meinen Namen ausgesprochen hat!“ vollendeten nach einer Weile flüsternd Delmonts Lippen.

„Er ist ihm wider Willen am Ende seiner Erzählung entschläpft; er hatte keine Ahnung, daß ich Sie kannte!“ Reginald sprach mit großer Anstrengung.

„Ich glaube es! Er war mir ein treuer, ergebener Freund und ein Mann von Charakter, was auch das Leben und die Verhältnisse später aus ihm gemacht haben! Also hingerichtet!“ Ein Schauer fuhr ihm durch die Glieder. „Und er hat Ihnen alles gesagt — alles — wie es gekommen ist?“

„Ja!“

„Nun — und Sie?“

„Ich?“ Der Geistliche richtete sich straff empor. „Ich bin in einen schweren Konflikt mit mir selbst gerathen — Sie werden sich vielleicht vorstellen können . . . nun, wie dem auch sei: ich habe beschloffen, zu schweigen. Hatten Sie es anders von mir erwartet?“

Ueber Delmonts Züge ging ein Zucken, als er stumm den Kopf schüttelte.

„Ein schwerer Entschluß!“ sagte er endlich wie für sich.

„Gott wird mir verzeihen — ich kann nicht anders handeln!“

„Das meinte ich jetzt nicht — ich dachte an mich selbst!“

„An Sie — warum — was —“

„An den Entschluß, den ich zu fassen habe!“

„Uns Himmels willen — Sie könnten — nur weil ich — Gott weiß es, ohne mein Zuthun! — Ihr Geheimniß erfuh? Ich bin der einzige lebende Mensch, der darum weiß, und wenn ich Ihnen bei meinem Eid als Priester, bei meinem Wort als Mann, bei meiner Ehre schwöre, nie mit einem Hauch, nie mit einer Miene, gegen wen es auch sei —“

Delmont hob beschwichtigend die Hand.

„Dessen bedürfte es nicht — ein einfaches Wort von Ihnen würde mir genügen. Nicht Ihre Mitwissenschaft ist es“ . . . er schöpfe tief Athem — dann, nach einer langen Pause: „Es war eine That heißer, jugendlich zorniger Leidenschaft, und nach menschlichem Maßstab kann sie kaum noch an mir gestraft werden. Es war ein schlechter, bössartiger Mensch, gegen den ich meine Hand erhob — gleichviel — es war ein Mord! Glauben Sie, daß ein Mädchen, und wenn es einen Mann noch so innig liebt, ihm ruhig zum Altar folgen möchte, wenn es wüßte, dieser Mann hat gemordet?“

„Ich weiß es nicht! Wenn der Mann nicht den Muth hat, ihr, die sein Alles werden soll, sein besseres Ich, vertrauensvoll sein ganzes Leben klar zu legen, sich offen zu seiner Schuld zu bekennen —“

„Niemals!“ unterbrach Delmont den Redenden hastig. „Ich habe mit mir gekämpft, gerungen — umsonst! Ich weiß es, sie würde sich mit eiserner Kraft beherrschen, aber sie würde nie aufhören, innerlich vor mir zurückzuschauern — sie — vor mir! Und so muß ich denn mein ganzes Lebensglück und das ihre, unsere Ehe und unsere Stellung vor der Welt auf einer Lüge aufbauen . . . oder . . .“ er vollendete nicht, aber er erblickte bis in die Lippen hinein.

„Nicht so!“ sagte Reginald sanft. „Sie sind in Aufregung jetzt, und wer möchte es Ihnen verdenken? Aber ich bitte, bedenken Sie nur: bisher war Ihr Geheimniß im Besitz eines

Menschen, bei dem Sie es sicher aufgehoben wußten; er ist jetzt todt, und das Geheimniß hat den Besitzer gewechselt, die Sicherheit aber ist genau dieselbe. Sie haben bisher oft mit Zweifeln und Bedenken gekämpft und manche schwere Stunde gehabt, ich glaube es Ihnen — Sie werden das auch in Zukunft müssen, es kann Ihnen nicht erspart bleiben — aber Ihre Lage hat sich in nicht geändert.“

Der Künstler lächelte bitter.

„Doch! Sie hat sich geändert! Der Verstorbene war mein Freund, er verdankte mir viel, er hing mit feuriger Liebe an mir — falsch und verächtlich hätte er an seinem liebsten und einzigen Jugendfreunde gehandelt, wenn er mich verrathen haben würde. Ihr Schweigen würde ein ebenso unverbrüchliches sein wie das seine, das weiß ich gewiß, es bedarf dazu keines Eides — was mich aber dort kaum ängstigte, weil ich es unbedenklich als etwas Selbstverständliches entgegennahm, das würde mich hier zu Boden drücken. Ich dachte selten mehr an Schönfeld; ich hatte einmal flüchtig gehört, er habe sich in anarchistische Bestrebungen eingelassen, dann war seit langen Jahren alles über ihn verstummt, ich war auf Reisen, deutsche Zeitungen kamen mir selten zu Gesicht — ich dachte zuweilen, er müsse schon lange todt sein. Nicht, daß ich einen Mitwisser bei meiner That gehabt, beunruhigte mein Gewissen . . . die That selbst war es, die immer wieder in mir aufstand, mich marterte und peinigte, und niemals qualvoller, als wenn ich bei meiner Braut gewesen war. Mit tausend Stimmen schrie es in mir: wie darfst Du es wagen, dies ahnungslose, engelreine Geschöpf an Deinem Herz zu drücken, und bist doch des Mordes schuldig? Nur in ihrer Nähe lassen die Furien mich los — mit hundertfacher Gewalt fallen sie mich an, wenn ich sie nicht bei mir habe! — Und jetzt — zu wissen, zu denken: der Mann, der ihrer unsagbar viel würdiger ist als du — der Mann, der sie liebt aus ganzer Seele, den sie wieder lieben würde, wärest Du nicht — der ihr ein ungetrübtes glückliches, sonnenhelles Los bereiten würde, wie es ihr, dem sonnigen Geschöpf, einzig zukäme . . . gerade dieser eine Mann, und kein anderer, weiß um deine dunkle That — er schweigt aus Seelengröße, aus Edelmuth — aber er weiß darum . . . und wenn er fortginge aus Deutschland, und wenn du selbst fliehen wolltest bis ans Ende der Welt: er weiß darum! — Glauben Sie nicht, daß ein solches Bewußtsein ein Leben, das ohnehin von Qual und Neue und Gewissenspein halb zerstört ist, unheilbar vergiften kann?“

Wieder ein tiefes, bedrücktes Schweigen. Nur ein kleiner Fink, der im Lindenvipfel sein Nest hat, sitzt auf einem schwankenden Zweiglein und schlägt aus heller Kehle in den schönen Sommertag hinein, und von fern hört man ein paar Kinder, die sich am andern Ende des Gartens haschen, lustig aufschauen.

Endlich sagt Reginalds tiefe, sonore Stimme:

„Sie denken an sich selbst — Sie sprechen von sich selbst — aber sie — Annie!“

Zu den düstern Augen des Malers nachtet es, und seine Brust hebt sich wie im Krampf.

„Eben weil ich an sie denke . . .“ hebt er an, bricht aber plötzlich und unvermittelt ab.

„Sie hören noch von mir!“ Er greift nach Reginalds Hand, preßt sie, daß es schmerzt, und eilt hastig, ohne zu grüßen, ohne umzublicken, dem Ausgang zu.

„Ich möchte doch wissen, was das mit Karl ist!“ bemerkt Annie Gerold gedankenvoll und wickelt ein buntes Seidensträhnenchen, mit dem sie gerade ein hübsches Muster in einen Tischläufer zu nähen begonnen hat, um ihre schönen Hände. „Du wirst nun sagen, Thea, daß ich Dir das im Laufe der letzten Tage mindestens schon hundertmal anzuhören gegeben habe, und daß es nichts weniger als geistreich ist, unaufhörlich über Dinge zu reden, über die man keine Gewalt hat und die man aus eigener Machtvollkommenheit nicht wandeln kann — aber ich kann es nicht ändern!“

Nein, Thekla sagt nichts dergleichen. Sie sitzt in ihrem Lehnstuhl, hat heute einen ausnahmsweise guten Tag und kränkt sich, daß das Vögelchen, so ausserordentlich zum Glück, nun schon mehrere schlechte Tage zu verzeichnen hat. Draußen fällt ein

regelrechter, gleichförmiger, ausdauernder Landregen, der Himmel ist mit einer Schicht von trübem Weißgrau überzogen, und aus den aufgesperrten Drachenhäutern an den Dachrinnen sprudelt es ohne Aufhören.

Thekla hat sich Kopf und Augen ein wenig müde gelesen und sitzt nun müßig da und sieht auf Annie. Ihr ist seltsam weich zu Sinn, schon seit längerer Zeit! Immer näher rückt nun die Frist, da man ihr den Augentrost, das Sonnenlicht, das Herzblatt, das Vögelchen fortnehmen wird, und die „gelehrte Thekla Gerold“ findet, daß das ganze Arsenal der Kantischen, Fichteschen, Schopenhauerschen, Hartmannschen Philosophie, mit dem sie gegen sich selbst zu Felde zieht, nichts ausrichtet gegenüber dem bangen, unsäglich trostlosen Gefühl, das sie jedesmal beschleicht, wenn sie es sich recht eindringlich sagt und vorstellt: ohne das Vögelchen! —

„Wann bekommst Du doch deinen Brief mit der Nachricht von der Reise?“ fragt sie, obgleich sie dies ganz genau weiß; sie weiß, Annie spricht am liebsten von ihm!

„Genau vor vier Tagen, am vierundzwanzigsten Juni, gegen Abend. Ich hatte ihn morgens fortgeschickt, weil ich unmöglich Zeit für ihn hatte, und wir hatten verabredet, er sollte am Abend kommen; statt seiner langte um sechs Uhr ein Zettel an, ganz eilig geschrieben, er müsse schleunigst verreisen, würde mir bald näheres melden. Bis jetzt warte ich noch darauf!“ Annie's Stimmchen wurde etwas unsicher. „Es muß doch etwas Geschäftliches sein!“

„Selbstverständlich ist's das!“ schaltet Thekla ein.

„Ja — wenn ich nur wüßte, was! Er hat ja alles mit mir besprochen, ich weiß, was er fertig hat! Das Wästenbild kann's nicht sein, das steht noch auf der Staffelei — aber freilich — einer kann es gesehen haben und wünscht, darüber zu unterhandeln — dann müßte doch aber der Kunsthändler hierherkommen, um mit Karl abzuschließen. Oder vielleicht das Bild — er hat schon so viele Angebote zurückgewiesen . . . reisen lassen will er das Bild nicht, zu Ausstellungen hat er's auch nicht schiden mögen, und die Galerien, die es kaufen wollten, waren ihm nicht bedeutend genug. Er ist ja ein berühmter Künstler und weiß selbst am besten, welchen Werth seine Bilder haben! Aber daß es so furchtbar eile! Daß er nicht ein paar Minuten mehr fand, Lebewohl zu sagen!“

„Und er hat Dir wirklich das Ziel seiner Reise nicht genannt?“

„Aber Thea! Würde ich Dir das verschwiegen haben?“

„Nun — er hätte Dich ja darum bitten können, es mir zu verschweigen!“

„Dann würde ich Dir gesagt haben, daß er dies that! Nein, ich habe keine Ahnung, wo er geblieben sein kann!“

„Hindest Du es nicht etwas sonderbar, Vögelchen, daß er Dir, seiner Braut, dies verschweigt?“

Noch vor zwei Tagen würde Annie dies nie und nimmer zugegeben und ihren Geliebten kräftig verteidigt haben; aber zwischen Warten und heute lagen achtundvierzig Stunden voll bangen Wartens, voll muthloser Gedanken, voll qualender Ungewißheit. Sie senkte daher jetzt das Köpfchen und sprach ein tonloses „Ja“.

„Möchtest Du einmal hierher zu mir kommen, Vögelchen?“ fragte Thekla sehr sanft.

Vögelchen kam. Es rückte sich den Schemel herbei und setzte sich so dicht als möglich neben Theklas Sessel, die Wange an Theklas Arm gelehnt. Es war lange her, seit sie diese Stellung zum letzten Male eingenommen hatte.

„Möchtest Du mir nicht vertrauen wie sonst immer? War nicht im Wesen Deines Verlobten zuweilen etwas, was Dir auffiel? Ich tadle ihn ja nicht“ — Annie hatte eine abwehrende Bewegung gemacht — „ich frage Dich nur! Er liebt Dich über alles, das weiß ich — Du liebst ihn wieder — er ist ein hochberühmter, gefeierter Künstler, dem Gold, Ruhm und Ehren von allen Seiten zufließen . . . wie geht es zu, mein Herz, daß er bei alledem nicht glücklicher ist? Hast Du nicht oft darüber nachgedacht?“

„Sehr oft — sehr oft!“ Annie verdeckte ihr Gesicht an Theklas Arm und brach in Thränen aus.

„Vögelchen — mein liebes — mein Kind — weine nicht so, ich bitte Dich! Sieh, mir ist es aufgefallen, wie Delmonts

Gesicht oft einen so harten, fremden Ausdruck annahm, wie seine Augen sich verdüsterten, er immer wortfarger und finsterner wurde, — es ist für mich ganz sonnenklar, daß ihn etwas drückt und quält; hast Du keine Idee, was es sein könnte? Hat er Dir's niemals angedeutet?“

„Nein, niemals, Thea!“ Annie hob ihr Gesichtchen empor und wischte sich die Thränen aus den Wimpern. „Ich hab' es ein einziges Mal in letzter Zeit versucht, ihn zu fragen, als diese düstern Stimmungen immer häufiger wurden — jetzt, da unsere Hochzeit so nahe ist! — aber er hat mir nichts sagen wollen. „Ich kann nicht!“ hat er ausgerufen, mit einem so gequälten Gesicht, daß ich mir innerlich Vorwürfe machte, nicht meinem Vorsatz treu geblieben zu sein, nämlich, abzuwarten und ihm zu vertrauen in dem Gedanken, er müsse es am besten wissen, ob er mir etwas sagen könne oder verschweigen müsse! Hedwig Weyland sagte einmal, im Leben der Männer gebe es mancherlei, was sie allenfalls ihrer Frau, nie aber ihrer Braut anvertrauen würden. Daran habe ich immer denken müssen und versucht, mich damit zu trösten — es wollte aber nicht recht gehen!“

Thekla streichelte sonst Annie's Haar. Sie litt nicht an Ahnungen wie Hedwig Weyland, aber sie sagte sich aus eigener Beobachtung jetzt zum hundertsten Mal innerlich, daß ihr Vögelchen kein glückliches Los erwarte an der Seite dieses Mannes. Warum mußte Annie gerade ihn lieben? Wer ihr das hätte sagen können!

Es blieb lange still im Zimmer. Vor den Fenstern machten ein paar Spaten mit verregnetem, gesträubtem Gefieder einen schüchternen Versuch, zu zwitschern, gaben aber bei dem trostlosen Wetter diesen verwegenen Gedanken alsbald wieder auf. Eintönig — eintönig plätscherte der Regen herab, die Luft war weich und schwer.

An der Hausthür klang das Glodenpiel. „Ich wollte, wir bekämen Besuch,“ dachte Thekla, „sei es nun schon, wer es sei, meinetwegen Hertha Kreuzer oder sonst eine von den jungen Hieraschen — es wäre immerhin eine kleine Zerstreuung.“

Es kam kein Besuch, sondern Aathe mit einem Brief. „Für Dich — Vögelchen, 's ist eine italienische Postmarke drauf, die kenne ich!“

Thekla sah, daß Annie jählings erblaßte beim Anblick des Briefes, sie winkte darum der Aathe, die erwartungsvoll dastand, das Zimmer zu verlassen, und wandte sich selbst ihrem Buche zu, um anscheinend eifrig zu lesen. Annie war aufgesprungen und las ihren Brief in der Nähe des Fensters.

Thekla zwang sich gewaltiam dazu, ihre junge Schwester nicht zu beobachten; sie sah unausgesetzt in das Buch hinein, aber sie hatte keinen Schimmer von Verständniß für das, worauf ihre Augen ruhten.

Endlich drehte sich Annie vom Fenster weg und kam auf Thekla zu, und diese hob den Blick und sah in das junge Gesicht, das todesbläß war und einen hilflosen Ausdruck zeigte.

„Lies Du, Thea — und sag' mir, ob das sein kann — und wenn Du es begreifst, erklär' es mir — ich kann das ja gar nicht verstehen!“

Sie griff sich mit beiden Händen an die Stirn — dabei fiel der Brief in Theklas Schoß. Diese nahm ihn und faltete ihn auseinander; Annie setzte sich auf die Seitenlehne des Sessels, legte ihren Arm um Theklas Schulter und sah mit ihr in den Brief hinein. Er war aus Florenz datirt.

„Ich bin hierher gegangen, Annie — nicht, weil ich Geschäftliches hier zu thun habe, sondern weil ich geküsst bin vor Dir — ja, vor Dir — und auch vor mir selber!“

In meinem Wesen ist Dir manches räthselhaft gewesen, ich weiß es genau, und das wäre geblieben — ich hätte Dir mein Inneres nie ganz erschließen können, auch wenn Du mein Weib geworden wärest. Das hätte die schönste Blüthe des ehelichen Glücks, das Vertrauen, im Keim erstickt, es hätte Dein sonniges Gemüth getrübt und Dich unsicher und unglücklich gemacht, denn Du sahst den dunklen Schatten jetzt schon, wie er schwer und erdrückend über mir hing . . . um wieviel mehr würdest Du ihn empfunden haben im engen Verkehr des ehelichen Zusammenlebens, dessen vornehmste Bedingung in dem Satz enthalten ist: was trübt — trübt beide! —

Es hätte beide getroffen, aber nicht in dem Sinn, in welchem dieser Satz gemeint ist! Ist nicht es mir, als ob in Deiner Nähe alles Finstere von mir weiche, wie Rebel vor der Sonne

stehen, aber es schien auch nur so, denn in der letzten Zeit hat Dein klarer, liebevoller Blick, wie er in banger Frage auf mich ruhte, meine Qual noch verzehnfacht!

Um Gotteswillen, frage nicht — nein — ich mache es Dir unmöglich, daß Du fragst! Ich leide mehr, als ich sagen kann, und ich glaube nicht, daß ein Mensch auf dieser leiderfüllten Erde unglücklicher ist als ich. Die Verkörperung seines höchsten Ideals von Glück und Lebensfülle vor sich zu sehen, dicht vor sich — und zu wissen, es ist erreichbar — man darf nur den Muth haben, die Hand auszustrecken, es sich anzueignen, um überreich fürs ganze Leben zu sein — und nun sich unaufhörlich sagen zu müssen, du hast kein Recht darauf — Annie — kann es einen trostloseren Gedanken geben? —

Ich denke an Dich und an mich zugleich, wenn ich Dein Schicksal von dem meinigen löse: es hätte für mich keine Ruhe — keinen Frieden — nur ewige Angst — eine Seelenfolter, die mich das Leben nicht ertragen ließe, gebracht, — für Dich aber eine jährlich, täglich wachsende Pein — ein ruheloses Grübeln — ein Meer von quälenden Gedanken . . . dies das Los eines Wesens, dem ich ein Paradies auf Erden hätte bereiten wollen?

Versuch' es, mir zu verzeihen, daß ich in Dein Leben eingriff, daß ich die Kraft, die Selbstbereicherung nicht besah, Dir fern zu bleiben! Annie, mein Herz, verzeih' mir das! Ich blicke zurück auf eine Erinnerung, einen Liebestraum, so wohnig und schön, wie nur die Gottbegnadeten unter den Menschen ihn haben dürften — Dir stehle ich eine köstliche Spanne Glück und Freude, denn Dein treues zärtliches Herz wird lange um mich trauern und es schwer finden, mich zu vergessen, ich weiß es! Aber, glaube es mir, ich werde hart bestraft dafür, daß ich Dir dies angethan!

Und Du bist jung, bist vielseitig begabt und elastischen Geistes; Gottlob, für Dich wird die Zeit noch die große, allmächtige Tröstlerin sein, die sanft und unmerklich Dein wundtes Herz zu heilen versteht. Für mich ist sie nur das Mittel, mehr und mehr aus einem Leben entrückt zu werden, das keine Sonne und keine Hoffnung mehr kennt.

Denke an mich als an einen unheilbar Kranken, dem nichts zu helfen imstande ist — selbst nicht Deine Sorge und Deine Liebe! —

Und versuche nicht, meine Spur zu entdecken, es wäre umsonst! Wenn Du diesen Brief erhältst, bin ich schon weit von dem Ort entfernt, an welchem ich ihn schrieb, und ich habe Sorge getragen, daß man mich nicht auffindet. Ob ich später wieder arbeiten kann, weiß ich nicht — es ist wie eine todte Wüste in mir und um mich her! —

Wie ich Dir danke für alles, was Du mir gewesen bist, das vermag ich in Worten nicht auszudrücken. Mein ganzes Leben, Dir allein gewidmet, würde nicht ausgereicht haben, Dir dies zu beweisen. Ueberschwänglich reich hast Du mich gemacht, und daß ich nun so bettelarm dastehe, ist lediglich meine Schuld.

Ich werde mein Leben nie freiwillig von mir werfen, denn ich habe eine Schuld zu sühnen und will sie büßen, aber Du, Annie, sende, wenn Dir mein Andenken theuer ist, ein Gebet zu dem Gott, an den Du glaubst, empor, er möge mein Dasein bald auflösen in das große Nichts, das alles Lebende in sich aufnimmt!

Noch einmal kniee ich im Geiste zu Deinen Füßen, wie ich im Leben so oft gethan habe, und sage Dir tausendfältigen Dank und flehe Verzeihung an für mich!

Karl Delmont."

Thekla hatte gelesen und bog den Kopf zurück; Annie noch immer merkwürdig blaß und ihre Augen flimmerten.

„Träume ich das alles nur, Thea?“ fragte sie endlich halber Stimme.

„Mein Kind — komm' hierher — so — blick' nicht so vor Dich hin — könntest Du nur weinen!“

Annie schüttelte den Kopf.

„Mir ist so, als hätte mir jemand das Herz in der Brust todtgeschlagen — und das hat Karl gethan, der mich so geliebt hat! Aber ich werde ja nicht daran zu Grunde gehen; gebrochene Herzen giebt es nicht mehr, sagen die Menschen!“

Sie nahm den Brief, legte ihn sorgfältig wieder zusammen und steckte ihn in den Umschlag, alles mit einer ganz unnatürlichen Ruhe, die Thekla je länger je mehr beängstigte. Dann stand sie auf und räumte ihre Arbeit fort, sammelte jedes verstreute Seidensäckchen auf, schloß alle Haken des Etuis und trug es an seinen Platz. Endlich blieb sie mitten im Zimmer stehen und sah darin um.

„Wenn ich nur wüßte, was ich jetzt noch im Leben so thun soll!“ sagte sie halblaut vor sich hin.

Thekla biß die Zähne fest zusammen und senkte den Kopf tief auf ihre Brust. Sie wußte es ja so genau: der Schmerz ist immer selbstsüchtig, und die Jugend ist meist, ohne es zu wissen, hart — sie denkt an sich und schont nicht des andern! Aber auch Annie so war, — ihr Kind — ihr Kleinod — das Leben das sie vom ersten Tage seines Daseins mit selbstloser Liebe und Sorgfalt behütet, das für sie, die arme Kranke, der einzige Zweck ihres Daseins gewesen war, und das nun sie fragte, was sie mit dem Leben noch solle!! —

Annies Blick war auf den Fensterscheiben haften geblieben, an denen der Regen niederrann. Draußen standen die Bäume die Blumen still, mit ergebungsvoll gesenkten Häuptern, wie wenn sie badet in Thränen.

Lange starrte das junge Mädchen hinaus, endlich wandte sie sich mit einer müden Bewegung ab; dabei fiel ihr Blick zufällig auf Thekla, und sie sah, daß diese weinte!

Das hatte Annie noch nie gesehen bei der älteren, ungewöhnlich selbstbeherrschten Schwester, die alle „Empfindsamkeit“ so herbe verpötte. Es mußte sie etwas hart getroffen gefast haben, daß ihr die Thränen kamen, — und die Thränen hatte sie verschuldet, sie, Annie, mit ihren harten, befreienden Worten! —

Und beim Anblick des Leidensgesichts, das von lebenslangen Qualen sprach, und der lautlos geweinten Thränen, die um Annie willen flossen, schmolz auch die Kinde um das junge Menschenherz, das seinen ersten großen Schmerz erfahren hatte, und Annie schluchzte auf: „Thea — ach, Thea, verzeih' mir! Weine nicht. Ich bin schlecht gewesen, aber ich bin so unglücklich!“ Und weinte, als sollte ihr das Herz brechen! —

(Schluß folgt.)

## In der Heimath.

Daß ich wieder in dir weile,  
Traute Heimath, schaffst mir Ruh'.  
Fort ist alle bange Eile,  
Weiß ich doch: mein Ziel bist du.

Von der Heimath losgerissen,  
Ruhlos irrt der Mensch umher,  
Scheint er sie auch nicht zu missen,  
Ja, sie nicht zu kennen mehr.

Doch wie er zur Mutter stehet  
Als ein längst ergauter Mann  
Und sie wehnend an sich ziehet,  
Wenn er sie noch finden kann,

So auch suchst er voller Sehnen  
Endlich noch die Heimath auf,  
Und den letzten Kindesthränen  
Läßt er in ihr freien Lauf.

Martin Greif.

# Der „Deutsche Tag“ in Amerika.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.



Die große Feier, die am 6. Oktober zum Gedächtniß der ersten deutschen Einwanderung von den Deutschen Amerikas begangen wurde, darf wohl des lebhaftesten Wiederhalls nicht nur im alten Vaterlande, sondern überall, soweit die deutsche Zunge klingt, gewiß sein. Kaum ist es ein Jahr her, daß die Anregung zu dem schönen Feste in der deutsch-amerikanischen Presse laut ward, und nun haben wir es erlebt, daß sich in allen größeren deutschen Ansiedlungen vom Atlantischen bis zum Stillen Meere deutsches Selbstgefühl wie auf höheres Geheiß erhob und unsere Landsleute aller Glaubens- und Stammesverschiedenheiten vergessen ließ, um in Eintracht sich alles dessen zu erinnern, was die deutsche Einwanderung seit zwei Jahrhunderten der Neuen Welt gewesen ist.

Es war im Sommer vergangenen Jahres, als in einer deutschen Zeitung Philadelphias, der ehrwürdigen Quäkerstadt, wo im Jahre 1683 die ersten deutschen Einwanderer landeten, der Gedanke eines allgemeinen deutsch-amerikanischen Festes ausgesprochen wurde. Eine zeitgemähere Anregung hätte Dr. G. Kellner, der verdiente Redakteur des „Philadelphiaer Demokraten“, nicht geben können. Seit den Anarchistengreueln in Chicago hatte sich der „Nativismus“, der fanatische Fremdenhaß, der Amerika von Zeit zu Zeit wie eine Seuche durchzieht, wieder geregt und sich nicht am wenigsten gegen die Deutschen gewandt. Umsonst mochten die langangesehenen und hochgeachteten Bürger deutscher Abkunft dagegen Bewahrung erheben, mit jenen blutdürstigen Mordbrechern auf eine Stufe gestellt zu werden. Man plante die bundesgesetzliche Beschränkung der Einwanderung und sah mit unverhohlenen Mißtrauen auf alle Bestrebungen der Deutsch-Amerikaner, ihr angefallenes Wesen zu erhalten und zu pflegen. Bald fand die Anarchistenfurcht in dem alten Deutschenhaß, dessen Wurzeln in grundverschiedenen Anschauungen von Sitte und Religion zu suchen sind, einen mächtigen Bundesgenossen. Besonders die deutschen Schulen erschienen den Nativisten als Pflanzstätten des verhassten deutschen Geistes, und so entbrannte denn in verschiedenen Staaten der Republik ein heißer Kampf ums Deutsche, der leider nur zu oft mit der Niederlage unserer Landsleute endete.

Da war es denn hohe Zeit, daß sich die Deutschen ihrer langen und ruhmvollen Geschichte in Amerika erinnerten. Mochte der Hinweis auf den Vorzug der deutschen Schulen gegenüber dem landläufigen amerikanischen Erziehungsweisen, auf die Schätze hoher Geisteskultur, die durch die Erhaltung der deutschen Sprache dem Lande zugeführt würden, auch wirkungslos verhallen, dem Zeugniß der Geschichte, das von deutscher Mitwirkung bei der Kolonisation, wie bei dem Auf- und Ausbau der Republik seit zweihundert Jahren redet, konnten selbst die fanatischsten Nativisten nicht widersprechen. Und was die Deutschen zur Entwicklung des Landes beitragen, das durften sie sich rühmen, nicht als eine politisch vom alten Vaterlande abhängige Kolonie, sondern als patriotische Amerikaner geleistet zu haben, welche die Geschichte ihrer neuen Heimath ganz zu ihren eignen gemacht hatten.

Lange war der Sinn für die Geschichte der Deutschen in Amerika nur vereinzelt zu finden, bis mehrere hervorragende Männer wie Friedrich Kapp, H. A. Kattermann, G. Körner, Dr. D. Seidensticker u. a. dem Gegenstand ihre Aufmerksamkeit

zuwandten und in Abhandlungen und Monographien die Kenntniß der deutsch-amerikanischen Vergangenheit in weitere Kreise trugen. Zum Ruhme der deutsch-amerikanischen Presse sei es gesagt, daß sie bei dieser Arbeit stets redlich mithalf und die Gründung von historischen Vereinen, wie sie heute z. B. in Philadelphia, Baltimore und an andern Orten bestehen, warm befürwortete.

Als erstes öffentliches Zeichen des neuen Geistes darf wohl die großartige Pionierfeier gelten, die im Jahre 1883 in Philadelphia und in anderen Städten der Union begangen wurde. Mit diesem Feste lebte das Gedächtniß der frühesten deutschen Einwanderung, über die man bis dahin wenig oder gar nichts gewußt hatte, unter der ganzen deutsch-amerikanischen Bevölkerung wieder auf, und so nachhaltig war der Eindruck, daß man sechs Jahre später, als man zur Feier des „Deutschen Tages“ sich nach einem würdigen geschichtlichen Ereigniß umsah, einstimmig an die große Pionierfeier vom Jahre 1883 anknüpfte. Und ein bedeutungsvolleres und schöneres Ereigniß als die Ankunft der ersten deutschen Ansiedler in Amerika hätte man kaum wählen können.

Wir verdanken es den ausgezeichneten Forschungen\* Dr. D. Seidenstickers, Professors an der University of Pennsylvania, daß uns die Geschichte der ersten deutschen Einwanderung erschlossen wurde. Wie in England, so gaben auch in Deutschland die Religionskämpfe, die keineswegs mit dem Dreißigjährigen Kriege beendet waren, den Anstoß zu der gewaltigen Völkerwanderung, die nun seit zwei Jahrhunderten schon nach den Gestaden der Neuen Welt wogt. Um frei ihren innersten Ueberzeugungen leben zu können, folgt die kleine deutsche Quäkerschar im Jahre 1683 der Einladung William Penns, sich in seiner amerikanischen Kolonie, dem heutigen Pennsylvania, anzusiedeln. Und mit ihr ziehen nun auch deutscher Fleiß und deutsche Thatkraft, deutsche Sitte und deutsche Lebensanschauung in die Neue Welt ein, die sich gar bald bewähren. In wenigen Jahren ist die Gegend in lachendes Gesilde verwandelt, deutsches Leben regt sich überall in der jungen Niederlassung, und wie die Gestalt eines ehrwürdigen Patriarchen, rathend, mahnend und wegweisend, erscheint in dem freundlichen Idyll der Führer der Auswanderer, J. D. Pastorius, ein hochgelehrter Mann, der die ganze Bildung seiner Zeit in sich aufgenommen hat.



Dr. G. Kellner.



Dr. D. Seidensticker.

\* Vgl. „Die erste deutsche Einwanderung in Amerika“. Philadelphia 1883.

Der kleinen Quäkergemeinde aus Creeseld folgt einige Jahre später die Auswanderung aus der Pfalz, die sich nach dem Staate New-York wendet und dort das reizende Mohawktal in einem blühenden Garten umschafft. Was jene erste pennsylvanische deutsche Ansiedelung als Vorbild gleichsam gestiftet, das wiederholt sich nun im Laufe der zwei Jahrhunderte in den verschiedensten Theilen der Union bis auf den heutigen Tag.

Der Urwald weicht dem fleißigen Anbau, Handwerk und Industrie ersehen in den deutschen Niederlassungen wie auf Zauberwort, daneben kehrt geselliger Frohsinn ein und bald finden auch Kunst und Wissenschaft ihr Heim. Kein Gebiet menschlicher Thätigkeit, in dem Deutsche nicht Großes geleistet hätten! Es wäre unmöglich, hier auch nur in größten Umrissen den Antheil der Deutschen an der geistigen und materiellen Entwicklung Amerikas zu schildern. Und als es im vorigen Jahrhundert galt, das herrliche Gut der Freiheit zu erringen, als dann später in blutigem Bürgerkrieg die Schmach der Sklaverei ausgetilgt werden sollte, da durfte auch deutsches Heldenthum seine altbewährte Größe bezeugen.

Das sind in allgemeinen Zügen die Erinnerungen, die den „Deutschen Tag“ ins Leben rufen und die bei seiner Feier durch Wort und Bild zur Darstellung kamen. Denn es galt ja, die Bedeutung unseres Volksthum's für Amerika nicht nur der Masse unserer Landsleute ins Gedächtniß zu rufen, sondern sie vor allem der amerikanischen Bevölkerung lebendig zur Anschauung zu bringen, die von geschichtlicher Bildung leider nur in Ausnahmefällen weiß und von deutsch-amerikanischer Vergangenheit in der Schule höchstens über die unglücklichen, im Unabhängigkeitskrieg an England verkauften „Hessen“ gehört hat.

Als Festtag hatte man so ziemlich allgemein in allen Städten den 6. Oktober, den durch Seidenstädter festgestellten Landungstag der ersten deutschen Einwanderung in Pennsylvanien, gewählt. Nur in einzelnen Städten, wie z. B. in Cleveland, Ohio und in San Francisco, knüpfte man das Fest an einen andern deutsch-amerikanischen Gedenktag. Aber auch hier trug die Feier denselben Charakter, den ihr der gemeinsame große Zweck und die einmüthige Begeisterung an allen Orten aufdrückte. Und die echt deutsche Kunst, frohe Feste zu feiern, sorgte überall dafür, daß der Tag erhebend und eindrucksvoll verlief.

Natürlich gestaltete sich die Feier am großartigsten da, wo das Deutschthum zu vielen Tausenden vertreten ist, in Städten wie Baltimore, St. Louis, Milwaukee, Kansas City, Detroit u. a. An vielen dieser Orte ruhten für den Festtag die Geschäfte, die Straßen prangten in herrlichem Fahnen- und Blumenschmuck, und Tausende und Abertausende von Zuschauern sahen die geschmackvoll geordneten, imposanten Umzüge vorüberziehen. Wo es nicht gerade, wie diesmal in St. Louis, auf eine Massenparade abgesehen war,

da hatte man weder Mühe noch Kosten gescheut, um glänzende historische Festzüge zu schaffen, die Scenen aus der Geschichte und dem Leben der Deutsch-Amerikaner zur Darstellung brachten. Vielleicht war der historische Festzug, den das kunstförmige Deutschthum Milwaukee's ausschmückte, das Vollendetste in dieser Beziehung. Doch auch da, wo man auf einen größeren Umzug verzichtete, fehlte doch das nicht, was bei allen Feiern in den verschiedensten Städten den Höhepunkt bildete: der mit Gesang und Musik begleitete Redeakt. Nur die größten Theater und Hallen reichten aus, um die Festtheilnehmer zu fassen, an den meisten Orten waren die Stadt- und Staatsbeamten erschienen, und in allen deutschen und englischen Festreden klang die schöne Begeisterung wieder, die an dem Tage das Deutschthum der Vereinigten Staaten wie nie zuvor vereinigte.

Schwer läßt sich die weitgehende Wirkung ermessen, die von dieser gewaltigen und doch so friedlichen Kundgebung ausging. Für die Deutschen Amerikas bedeutet die Feier, die wohl in Zukunft ein allgemeines jährliches Volksfest im schönsten Sinne werden wird, den Anbruch eines neuen Lebens, das seine Kraft aus dem Bewußtsein der errungenen Einheit zieht. Nur zu viele unserer Landsleute sind im Laufe der Jahrhunderte ins andere Lager übergegangen und haben das Andenken an ihren deutschen Ursprung nicht einmal in ihrem Namen bewahrt. Aber mit der Erinnerung an seine amerikanische Vergangenheit erwacht dem Deutschen auch das Bewußtsein an die hohen Kulturgüter, die er in Sprache und Sitte als heilig anvertrautes Erbe aus der deutschen Heimath mitgebracht hat und die in der neuen Heimath zu pflegen, zu erhalten und auszubreiten seine große Aufgabe ist. Denn als Sohn eines Volkes, dem die geistige und heute auch die politische Führerschaft der Welt zugefallen ist, tritt er in Amerika einer Kultur gegenüber, die an deutschem Geistesleben auf allen Gebieten sich zu bilden in ihren besten Vertretern bemüht ist. Wo aber im Deutsch-Amerikaner dies stolze Bewußtsein lebendig ist, da wird er ebensovienig bereit sein, seine Nationalität mit Sprache und Sitte von sich zu werfen, als sie von nativistischer Annahmung sich rauben zu lassen.

Ja, an dem „Deutschen Tage“ war es auch in Amerika „ein Fest, Deutsch mit Deutschen“ zu sein. Die großartige Feier klang wie eine Antwort auf den prophetischen Willkommgruß, den Franz Daniel Pastorius vor zwei Jahrhunderten den kommenden Geschlechtern seines geliebten Volkes zurief und dessen lateinische Schlussworte lauten: „Vale posteritas! Vale Germanitas! Aeternum vale!“ was in freier deutscher Uebersetzung etwa heißt: „Sei mir gegrüßt, Geschlecht der Enkel! Sei mir gegrüßt, du Deutschthum! Sei mir gegrüßt auf ewig!“

New-York.

Julius Goebel.

## D i n s t e r e   M ä c h t e .

Radbruch verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

(2. Fortsetzung.)

Eine Bauerngeschichte von Etnar Weidrod.

Drei Monate blieb Rupert in Untersuchungshaft, dann kam die Verhandlung vor dem Schwurgerichte, zu der viele Zeugen aus Wieselbad und Dödenförth geladen wurden. Sie mußten über das Verhältniß der beiden Brüder zu einander berichten, über Drohungen, die der eine oder der andere etwa hatte laut werden lassen. Für Rupert lauteten die Berichte günstig, der Anklage auf vorsätzlichen Mord wenigstens entzogen sie jede Begründung; er hatte nie Drohungen gegen seinen Bruder ausgestoßen, während ein Duzend Zeugen sich vorfand, die von Burthard die Absicht hatten aussprechen hören, Rupert demnächst „die Fahrtarte in die Hölle zu besorgen“, genau die Worte, die Rupert in seiner Aussage über den Vorgang in der Klausenschlucht zu Protokoll gegeben hatte. Für den letzteren belastend war aber sein heißer Wunsch nach einem eignen Hof, seine bedrückende Stellung als fremder Leute Knecht, sowie der Umstand, daß er, so oft sein Bruder ihn thätlich angegriffen, diesen niemals geschont, sondern ihm alles so gründlich heimgezahlt hatte, daß auch jetzt die Wahrscheinlichkeit eines Todtschlages nicht ausgeschlossen war. Früher hatte Rupert keine so tiefgehenden Ursachen gehabt, Burthard zu hassen, wie später, als ihm dieser seinen „Schlag“ freitig machte, ihn zum Dienen zwang, ihm sein ganzes Leben verbitterte und verdarb, indem er ihm das väterliche Haus ver-

schloß. Daher war es wohl anzunehmen, daß Rupert die Gegenwehr, zu welcher der Bruder ihn nöthigte, willkürlich oder unwillkürlich zu weit getrieben hatte. Dazu kam die Aussage des Otterhofbauern und seiner Knechte über Ruperts verstörtes und auffälliges Wesen an jenem Unglücksabend und über seine sich widersprechenden Berichte. Man merkte bei den Aussagen des Otterhofbauern nichts von dem Wohlwollen, welches er Rupert in der letzten Zeit erzeigt und auch aufrichtig für ihn gehegt hatte. Jetzt war Rupert für ihn nur noch der Mörder seines Neffen, seines todten und daher, als nunmehr unschädlich, wieder zu vollen Ehren angenommenen Neffen; Rupert war nur noch der Sohn der Lohnspinnerin, der den Sohn der Schwester des Otterhofbauern erstochen hatte. Sein einziger Gedanke war jetzt Rache. Er betonte daher auch in seinem Berichte immer wieder das blutige Messer, das am Rande des Wasserfalles gelegen hatte, und die von etwas Spizem, Scharfem herührenden Wunden, die beim Leichenbefunde an Burthards Körper wahrgenommen worden waren.

Diese beiden scheinbar belastenden Umstände wurden aber vom Gerichtshofe nicht in Betracht gezogen, denn nach dem Gutachten der Sachverständigen konnten die Wunden ebensovienig von dem im Wasser des Klausenbaches vorhandenen spizigen, scharfen Felsstücken herühren, und was das Messer betraf, so war es unzweifelhaft,

daß es nur von einer blutigen Hand ergriffen, nicht aber zur Ausführung eines tödlichen, also tiefen Stiches verwendet worden war.

Es war schwer, Klarheit in die Sache zu bringen. Wie war Burkhard ins Wasser gerathen? Und wessen blutige Hand hatte das Messer am Rande des Wassers liegen lassen?

Nach Ruperts Aussage hatte er das Messer benutzt, um die Tannenzweige abzuschneiden, da er in dem dichten Geste für das Schwingen einer Art keinen Spielraum gehabt hatte; dann war er, von Burkhard's Wurf getroffen, mit dem Messer herabgestürzt. Burkhard mußte ihm darauf das Messer genommen und sich selbst und das Messer dabei mit Blut besetzt haben. Und dann? Dann mußte er davongelaufen und vom Pfad ab den felsigen Abhang hinaufgeklettert und in den tosenden Wasserfall gestürzt sein! Noch war die Annahme möglich, daß er auf die andere Seite des Wassers hatte gelangen wollen, daß er die nur theilweise überflutheten Felsstücke hatte betreten wollen, hinter denen sich das Wasser vor dem Sturze staut. Wozu aber über den Bach? Ihm, dem rohen, gewaltthätigen Kaufbolde konnte der Anblick eines blutenden Gegners kein solches Entsetzen einjagen, daß er kopflos fortgestürzt wäre, um auf schwindelndem gefährlichen Wege das wilde jenseitige Ufer zu erreichen, wo er doch nicht bleiben konnte.

Für die Wieselbacher und Dodenförther Bauern, für fast alle Bewohner des Gebirgsthales war die unaufgeklärte Frage, wie Burkhard ins Wasser gerathen sei, der Beweis, daß Rupert ihn hineingeworfen habe; für das Gericht war sie es nicht.

Entscheidend war zuletzt die Aussage des Dodenförther Arztes, der sich alle andern Sachverständigen mit ihrem Gutachten angeschlossen. Danach mußte ein Wurf, wie er Rupert getroffen hatte, unbedingt sofortige und langandauernde Bewußtlosigkeit zur Folge haben, er konnte nicht anders als völlig bewußtlos von der Tanne herabgestürzt sein; dafür sprach auch der Ortsbefund, bei dem man deutlich im blutgetränkten Moose erkannt hatte, daß der Kopf nur an einer Stelle gelegen haben konnte. Dafür sprach auch ferner der betäubte Zustand, in dem Rupert noch lange nachher gewesen war, in dem ihn der Otterhofbauer und der Arzt gefunden hatten; er hatte daran gemahnt werden müssen, sich den Kopf zu verbinden, und hatte später, noch immer halb unzurechnungsfähig, seine Kleiderstücke auf offener Landstraße sehen lassen. Damit war sein verkörtes, auffälliges Wesen zur Genüge erklärt, ferner aber auch damit, daß er seinem Vater Burkhard's Unthat hatte verbergen wollen und darum zu leugnen versuchte, überhaupt mit ihm zusammengekommen zu sein.

Das Gutachten sämtlicher Aerzte über die unbedingt das Bewußtsein raubende Beschaffenheit der Kopfwunde führte den Gerichtshof und die Geschworenen zu der Erkenntniß, daß Rupert nach Empfang derselben nicht imstande gewesen war, seinen Bruder anzufallen oder gar einen schweren Körper den Abhang hinauf ins Wasser zu schleppen. Ebenso unmöglich war das Umgekehrte, daß Rupert nach vollbrachter That verwundet worden sei. Die Geschworenen verneinten sämtliche Schuldfragen und Rupert wurde sofort freigelassen.

Der Winter war vergangen und unter Stürmen und gewaltigem Aufruhr der Elemente bereitete sich die Auferstehung der Natur vor; in der Gegend, in der unsere Geschichte spielt, ist dieselbe kein sanftes Erwachen zu neuem Leben, kein fröhliches Hervordrängen der grünen jungen Keime zum warmbelebenden Kusse der Sonnenstrahlen, sondern ein Ringen mit furchtbaren Gewalten, die das sich empor kämpfende Leben zurückzwingen möchten in die Tiefen der Erde. Und dies Leben selber erscheint nicht in lieblicher Gestalt, sondern mit Gewitterstürmen, mit Donner und Blitz besiegelt das Frühjahr seinen mühsam errungenen Sieg.

Ein noch düsteres Bild als gewöhnlich bot die Moorheide in dieser Jahreszeit, wo der schmelzende Schnee sie ganz unwegsam machte und wo in den Steinbrüchen in der Nähe des Gehöfles das schmutzige Wasser brausend herabstürzte. Der Moorheidehof war nur durch die hölzerne Nothbrücke zu erreichen, die ihn mit der Landstraße verband.

Selten aber trachte das morsche Balkenwerk dieser Nothbrücke unter dem Fuße eines Nahenden. Der Moorheidehof mit seinen düsteren, haufälligen Gebäuden und seiner öden Lage sah nicht

nur aus wie von der übrigen Welt ausgestoßen, er war es auch wirklich. Das „Amt“ hatte Rupert nicht zum Mörder gemacht, wie dieser es befürchtet hatte, die Volkstimme aber machte ihn dazu. Die Frage, wie Burkhard in das Wasser gerathen sei, war unbeantwortet geblieben, und den Bauern war es nicht aus den Köpfen zu bringen, daß ihm Rupert hineingeholfen haben müsse.

Rupert merkte auf Schritt und Tritt, daß er geächtet war; er fühlte und hörte es aus allem heraus, ohne daß es ihm irgend jemand gesagt hätte, ohne daß ihm eine Handhabe gegeben worden wäre, jemand darüber zur Rede zu stellen. Niemand sprach den Verdacht mit klaren Worten aus, niemand nannte das Gespenst beim Namen, das auf der Schwelle des Moorheidehofes hockte, aber gemieden und geächtet war es fortan, dies unheimliche Haus, in dem jeder Winkel, jedes Geräch, der leere Platz am Herd und der leere Platz am Tisch den Mörder an den Gemordeten mahnen mußten.

Aber die Bewohner des unheimlichen Hauses ließen sich von dem allen nicht beugen und niederdrücken. Erlöst von der marternden Angst, Rupert könnte schuldig gesprochen werden, und erlöst von Burkhard's roher Tyrannei, schien der Moorheidler neu aufzuleben. Wohl grämte es ihn tief, daß Rupert so furchtbar angeschuldigt wurde, aber er war es nicht gewohnt, Ansprüche auf ein ungetrübtes Glück zu erheben; er ertrug klaglos den auf ihm lastenden Bann, äußerte nie ein einziges Wort darüber, und je mehr die Außenwelt ihn von sich ausschloß, desto mehr genoß er den Frieden seiner Häuslichkeit in der öden Moorheide. Seine Haupt Sorge war, daß dem Rupert die Gerüchte, die über ihn gingen, einmal zu Ehren kommen könnten, denn er glaubte — oder redete es sich vielleicht auch nur ein —, daß dieser es gar nicht merke, wie man ihn fürchtete und mied. Freilich fiel es ihm manchmal im Stillen auf, daß Rupert selbst unwillkürlich allem aus dem Wege ging, was die Leute genöthigt hätte, Farbe zu bekennen; er gab ihnen niemals Gelegenheit dazu, gegen ihn freundlich oder unfreundlich zu sein. Er wollte den Augenblick hinauschieben, der doch einmal kommen mußte, wo der ihn bisher nur im Dunkeln umschleichende, weislose Gegner ans helle Tageslicht treten, wo der Verdacht, in Worte gefaßt, ihm entgegengeschleudert werden würde; er wollte ihn hinauschieben, denn er fühlte, daß er es nicht ertragen würde, das Wort „Mörder“ zu hören. Und doch sehnte er sich wieder danach, sich einmal Luft zu machen, sehnte sich danach, diesen abscheulichen Verdacht in der Person seiner Verbreiter zu Boden zu schlagen!

Er hatte seit seiner Entlassung aus dem Gefängnisse den Otterhof nicht wieder betreten, Eva nicht wieder gesehen. Und doch hätte er jetzt um sie anhalten können, er war der Erbe eines Bauernhofes und dadurch ihr ebenbürtig, und mit ihrem Geld, das sie, wie sich die Bauern ausdrücken, gleich im Strickbeutel mitbrachte, konnte er den Moorheidehof ausbauen, erneuern, vergrößern, die Steinbrüche ansäen und schließlich aus dem düsteren Gehöfte eine stattliche Besitzung machen, eine würdige Wohnstätte für die reiche Bauerntochter.

Aber er fühlte nur allzu deutlich, daß er in der Person des Otterhofbauern seinen erbittertesten Gegner zu suchen habe, denjenigen, dessen gewichtiger Einfluß den Verdacht gegen ihn näherte und wach erhielt, der es nicht litt, daß die Gerüchte schwiegen und in Vergessenheit geriethen.

Er blieb daher dabei, den Otterhof nicht zu betreten, so sehr auch sein Herz sich danach sehnte, Eva wiederzusehen, ihr zu danken für den treuen Abschiedsgruß, den sie ihm damals auf seinem traurigen Weg mitgegeben hatte. Den Dodenförther Arzt aber, für den er, seit sein Gutachten ihn gerettet hatte, wärmste Dankbarkeit und Freundschaft hegte, hatte er gebeten, doch einmal Gruß und Dank an Eva zu übermitteln, wenn er am Otterhof vorüberfahre. Dieser hatte die Botschaft getreulich ausgerichtet und von Eva einen herzlichen Gegengruß zurückgebracht nebst der Versicherung, daß bei ihr noch „alles beim alten sei“. Das war für Rupert Sonnenschein und Lebensluft gewesen. Die böse Meinung, welche die andern von ihm hatten, erregte seinen Grimm, kränkte und schmerzte ihn aber nicht; wenn Eva, wenn seine Eltern ihn für einen Mörder gehalten hätten, so hätte ihm, meinte er, das Herz darüber brechen können. Da diese aber von seiner Unschuld überzeugt waren, da auch der Dodenförther Pfarrer, der Lehrer, der Arzt und noch manche andere Persönlichkeiten, auf die er etwas hielt, durch ihre Besuche im Moorheidehofe

der Zehnste für seinen Besizer an den Tag legen, so war  
 Rupert ganz Recht, arbeitete tüchtig, konnte sich aber die ge-  
 liebteste Waise des Waschbieres und über Oberstadt letztere  
 Hilfe und Hilfe auf die Zukunft, die alles gut machen werde.  
 Der Herr, der sich immer als ein zuverlässiger Vorkämpfer erweisen  
 hatte, vermittelte von da an häufig Hilfe zwischen Rupert und  
 Gisa, und die Hilfe waren nicht nur der einzige Lebensmittelpunkt,  
 der in Ruperts Leben fehl, sie waren auch Gisa's einzige Freude.  
 Denn bei Barthold's Tod war ihre Stellung im Dorke eine  
 sehr peinliche geworden. Sie war die einzige, die an Ruperts

geschickten. Aber die Krankheit trat plötzlich auf, Tadellose  
 kamen nicht vor. Nur ein einziger Capel liess der Wüsten  
 stehen zu wollen — und das war der kleine Magnus. Bei diesem  
 allein trat die Krankheit gleich auf, und er starb, und  
 der alte Entschluß zu thun war. Das Bitter ließ sich nicht hindern,  
 nur abzuwarten auf ein paar kurze Stunden. Der kleine  
 Lebenskraft trübt lange Stunden, denn schon sie unendlich  
 zusammensinken.  
 Der Tischlerbauer weinte vor Angst und Schmerz. In  
 diesem Kind versetzte sich alles, was seinen Leben Heil gab.

Im der letzte Hoffnungsstunde, daß Magnus sich doch noch er-  
 heben würde, erhielt. Obst war durch nichts zu helfen, jezt  
 andere aber verfuhr keine Zeit, um den Kreis einer Seele, und  
 Jakob schickte die Beihilfe für nichts angestrichenes Leben  
 den Kindern. Eine Waise war nicht fast genug, um ihn zu  
 haben, so wurde er eine Person der Vergangenheit.  
 In einem stürmischen Frühlingabend kam der Herr in seinen  
 Bekleidungen aus den stürmischen Gefilden und hielt auf  
 seinen Wege nach Tadellosem am Clirchle an. Er wurde von  
 Gisa in die Kammer des kleinen Magnus geführt, aber zu ihrem

Zu erlösen unter der Thür lautlos eine unheimliche Gestalt,  
 lang und hoch, mit weitem Brust und langen, grauen, haarigen  
 Haaren. Das Licht glänzte, sie schaute den alten Menschen an,  
 der den sie alle Kinder und Frauen schätzte, weil er unerschrocken  
 wie ein Jamboree und von ihm das Gesicht ging, daß er mit  
 Wägen in Verbindung steht, die mit Blut zurückzuführen sollte  
 werden.  
 „Was wollt Ihr hier, Doyce?“ sprach Gisa, „Sitzt Euch  
 der Kaiser hier mit einer Waise?“  
 „Nein,“ sagte der Alte mit seiner trüblichen Stimme aus



**Pferdetrieb auf der Pampa.**  
 Nach einem Gemälde von H. Wagner.

Photographie von Franz Hartmann's Verlag A. G. in München.

Hilfsleistung stand, und sie machte kein Wort aus ihrem Lebensgenuß;  
 so hatte sie viel mehr einen Wagnis und verdienst. An  
 Leistungen zu leben, und ein Glück war es für sie, daß Jakob  
 arbeiten konnte, Rupert's Beistand zu empfangen, so daß sie in den  
 Dörfern herumwandern konnten. Auch Magnus' Leben  
 während dieser Zeit nach Rupert war durch Jakob's Beistand  
 nie wieder was das zu werden, abgelehnt werden.  
 Der kleine Magnus ging zu seinen Vätern großen Zuteil  
 im Clirchle zu die Schule. Jedenfalls war ein paar Tage hatte Jakob  
 die Freude, die mit dem Schicksal zu leben, denn  
 nach einer Zeitlang wurde er und die Schule wurde langsam

nicht geht ihm mehr etwas, wenn es auch. Er hätte täglich  
 den Herr an. Ihn zu helfen, doch dieser hatte die Mühen; er  
 schickte den Herr an, für das Kind zu helfen, und dieser versprach  
 es mit manigen Worten. Wenn aber dann der Herr in  
 seiner Hilfe versagte, den Herr damit kompensieren, daß es  
 nicht die Schule hätte, einen solchen Oberen Unterricht  
 zu haben, so wurde der Oberrichter so sehr, als wäre er von  
 Dörfern, und sich in seiner besten Begeisterung die gott-  
 licherweise nicht an.  
 Wenn dann nicht helfen konnte oder wollte, so half niemand  
 ein anderes, den empfinden es Jakob immer gegen hatte, die

Zukunft fanden sie das Bettel und niemand im Zimmer.  
 „Es wird doch nicht in der nächsten Heranzugewand  
 sein?“ rief der Herr.  
 „Ich habe keine er die Kraft gar nicht mehr!“ sagte Gisa  
 traurig. „Es lag so still, so still da, kein Aussehen konnte er  
 mehr und wieder die Augen gar nicht mehr auf.“  
 „Der war bei ihm?“ sprach der Herr traurig.  
 „Der Vater selber. Ich' noch mag vor mit ihm angetan  
 haben, er war den ganzen Tag so trübselig, so... ich weiß  
 nicht, wie ich's nennen soll.“  
 „Wie müssen ihn haben, Gisa?“ mitleidig fragte der Herr.

„Was soll Gisa, aber ich hab' ihn gesehen, den Tischlerbauer  
 mit dem kleinen Kinde. Der braucht jetzt keine Tafel mehr,  
 der kleine, die können schon ruhig nach Hause gehen, dort  
 Tafel.“  
 „Es wurde schließlich die Hand auf ihr Herz, das von  
 Schreck stillhalten wollte, und der Tafel trug sie.  
 „Ich hab' kein gebietet.“  
 „Das nicht, und es wird auch nicht werden, der Schreck  
 nicht, der werden's schon! So der Schrecklichkeit trägt der  
 Herr die Hand. Er hilft es schon lang' herzugeben selbst;  
 er hat sich schließlich wenig um den Herrgott gekümmert, der

Otterhofbauer, da wird sich der Herrgott auch nicht um ihn kümmern, da hilft ihm am ersten noch der mit dem Pferdehuf.“

„Ist er rasend?“ rief der Arzt, indem er zur Thür stürzte, „in die Abendluft, in den Sturm und die Feuchtigkeit hinaus trägt der hinverbrannte Mensch das scharlachfranke Kind?“

„Und warum gerade in den Moorheidehof?“ fragte Eva bebend, die sich plötzlich des Glaubens erinnerte, daß jede Krankheit weichen müsse, wenn die Hand eines Mörders sich dem Kranken aufs Herz lege. Sie ahnte den Zusammenhang zwischen diesem abergläubischen Wahne und der verzweifeltsten Handlung des Otterhofbauern.

„Weil da einer ist, der helfen kann!“ flüsterte der Gemeindevater. „Es sagt's keiner, aber es weiß es jeder, daß der Rupert helfen kann, wenn er will. So vielen Kranken kann einer das Leben retten, als er Mordthaten begangen hat — freilich, es muß ihm einer helfen, den man lieber nicht beim Namen nennt.“

„Rupert ist kein Mörder!“ schrie Eva auf. „Du grundgütiger Herrgott! Was sind die Menschen so schlecht!“

Auch sie stürzte hinaus und kam noch ans Hofthor, ehe der Arzt davonfuhr.

„Nehmen Sie mich mit auf den Moorheidehof!“ rief sie athemlos.

„Was willst Du dort?“ entgegnete der Arzt.

Sie mußte es selber nicht und stieg doch eiligst in das Korbwägelchen. Sie hatte das dumpfe Gefühl, daß sie dabei sein müsse, wenn Rupert des Mordes beschuldigt wurde, sie wollte es mit ansehen, wie er den Verleumder von sich stieß. Sie wollte zu ihm halten vor Jakobs Augen.

„Ich hoffe, wir holen ihn unterwegs ein,“ sagte der Arzt, „es ist am Ende ganz gut, daß Du mitkommst und ihm zureden hilfst. Er scheint nahe daran zu sein, den Verstand zu verlieren.“

Der Moorheidler und Rupert saßen indessen, von der Tagesarbeit ausruhend, auf der Esenbank, beide zufrieden ihre Pfeifen rauchend; Gertrud bereitete in dem unteren Theile des großen Nachelofens, der bis in den Mai hinein geheizt werden mußte, die Pfannkuchen für das Abendessen; auf einem Schemel saß die Magd und spann. Der Tisch war schon mit sauberen Tinnen und b'anten Zinnschüsseln gedeckt und die darüber hängende Lampe verbreitete ihr schwaches Licht in dem großen, niedrigen Raume. Draußen pfliff der Sturm über die Moorheide und wie der schwere Flügelschlag eines riesigen Vogels klang sein Brausen um das freistehende Haus.

„Böses Wetter, böses Wetter!“ sagte kopfschüttelnd der Moorheidler. „Und 's kommt noch schlimmer. Droben im Gebirge wird's böse Schneeweichen geben. Dein Vater muß zu uns herunterkommen, Weib, eh' der Schnee schmilzt. Seine Hütte steht zu dicht an den Matten des Hochachtmers, und so beim Frühlingsanfang ist der Hochachtmers ein böser Berg!“

„Hast Du die Laterne an der Rothbrücke angezündet, Rupert?“ fragte Gertrud. „Wenn bei dem Wetter einer ins Moor geräth, hört man ihn nicht rufen.“

„Die Laterne brennt,“ erwiderte Rupert, „aber wer wird wohl noch herkommen?“

„Ist auch das Hofthor fest zu?“ fragte der Moorheidler. „Ich glaube, ich hör' es knarren.“

„Verriegelt ist es nicht, aber fest im Schloß,“ gab Rupert zur Antwort.

„Dorch, knarrt es nicht?“ sagte der Moorheidler aufstehend. „Der Sturm rüttelt daran,“ meinte Rupert. Aber draußen rasselte die Kette des aus seiner Hütte stürzenden Hofhundes und dann vernahm man ein kurzes, scharfes Bellen, dem wieder das Rasseln der Kette folgte; der Hund war zurückgetrohen, denn in der kräftigen, in einen Mantel gehüllten Mannesgestalt, die durch das mit gewaltigem Ruck aufgeworfene Hofthor kam, hatte er einen langjährigen Belannten entdeckt und sich beruhigt.

„Wer ist da?“ rief der Moorheidler aus dem Fenster.

Aber schon in der nächsten Sekunde ward die Thür aufgerissen und der Otterhofbauer stand in der Stube. Mit einem unterdrückten Schrei sprang die Magd von ihrem Schemel auf, während die andern den bleichen, unheimlich verwildert aussehenden Mann mit erschreckten Blicken anstarrten.

„Guten Abend, Schwager!“ sagte schüchtern der Moorheidler, „ich bitte Dich, setz' Dich. Wie geht's Deinem Jungen? Und

was für einen großen Paden hast Du unter Deinem Mantel? Leg' ihn doch ab, Schwager!“

Der Otterhofbauer schlug stumm den Mantel zurück — war der kleine Magnus, den er trug. Kaum athmend, mit geschlossenen Augen, schwarzblauen, von Fieberhitze verbrannt Lippen und todtenstarrten Zügen lag das Kind in seinem Arme. Entsetzt erfaßte die Anwesenden bei diesem Anblick, sie glaubten alle, das Kind sei gestorben und Jakob irrsinnig geworden.

„Barmherziger Herrgott!“ rief der Moorheidler, die Hand zusammenschlagend. „Bist Du auch ganz bei Dir, Schwager? Wozu bringst Du das Kind hierher?“

„Lebt es noch?“ fragte Rupert und trat näher, um Magnus zu betrachten.

Mit verzehrendem Blick bohrten sich Jakobs hohlstiegenden Augen in Ruperts Züge, mit brennend heißer Hand ergriff dessen Handgelenk.

„Es lebt noch!“ presste er hervor, „Du kannst's noch retten! Rett' es mir, Rupert!“

„Ich?“ sagte Rupert und blickte den Bauer mit großen Augen an. „Für wen haltet Ihr mich? Ich bin kein Dokt' und keine, der Krankheiten besprechen kann.“

„Ich will's nicht sagen, wofür ich Dich halte,“ sagte Jakob der Ruperts Hand mit eisernem Griffe festhielt, „will's jetzt nicht sagen und auch in Zukunft nicht, niemals, niemals! Und wenn ich's jemand sagen höre, so will ich dem einen Denkfettel geben, daß er's niemals wieder sagt! Nur rett' mir den Buben!“

„Ich verstehe Euch nicht!“ sagte Rupert, „Ihr seid v'sinnen.“

„Leg' Deine Hand auf des Kindes Herz, Rupert, so rett' Du es mir, und ich dank' es Dir ewig, ewig!“ rief Jakob jammervoll scheidendem Tone, der bei dem hochmüthigen, kaltblütigen Mann erschütternd wirkte, weil er so offenbar aus gefolterten Herzen kam; „weiter nichts, nur Deine Hand leg' ihm aufs Herz.“

Der Moorheidler und Gertrud zuckten zusammen, Rupert prallte zurück und ein düsteres Feuer bligte in seinen schwarzen Augen auf; urplötzlich begriff er, was Jakob meinte. Mit einem Ruck entriß er ihm seine Hand und wies auf die Thür.

„Hinaus!“ sagte er mit heiferer Stimme und gewaltiger Fassung, „fort! Mehr weiß ich Euch nicht zu sagen.“

„Geh', geh', Schwager!“ bat der Moorheidler sanft. „Wir würden Dir von Herzen gern helfen, wenn wir könnten, aber daß Du glaubst, der Rupert hatt' einem das Leben genommen, das ist schlecht von Dir, Schwager!“

Die Röthe der tiefsten Entrüstung schoß dabei dem Moorheidler in das runzelige Gesicht.

„Nichts glaub' ich, nichts, gar nichts!“ fließ Jakob wachsender Aufregung hervor; „ich weiß, daß der Rupert ein tüchtiger, fleißiger Mensch ist, und das Amt hat ihn ja auch sehr gelehrt. Aber es ist ja auch nicht viel, was ich verlange. Allmächtiger Herrgott, Du wirst mir doch das Kind nicht sterben lassen, Rupert. . .“

Hestig wurde die Thür aufgerissen; der Arzt stürzte in die Stube und hinter ihm erschien Eva.

„Da ist er wirklich!“ rief der Arzt. „Otterhofbauer, für Ihr vom Satan belesen, daß Ihr das Scharlachkind in stürzender Nacht spazieren tragt? Wenn es noch in dieser Stunde stirbt, so hab' Ihr's auf dem Gewissen und könnt nachher herumgehen und mit Eurer Mörderhand Kranke heilen!“

Mittlerweile war Eva zu Rupert herangeschlichen, und er stolzte, aber heftig, drückte sie ihm die Hand.

„Zimmer, wenn sie mich zum Mörder machen wollen,“ sagte er leise und innig; „das ist lieb und gut von Dir, Eva. Aber nun mach', daß Du den Bauer heimbringst mit seinem armen Wurm!“

„Theim, kommt heim!“ bat Eva und legte ihre zitternde Hand auf Jakobs Arm.

„Ich rühr' mich nicht von der Stelle, keinen Schritt weiter!“ schrie Jakob laut, Magnus krampfhaft festhaltend, der Augen weit aufreißt und, von Frost geschüttelt, sich auf den Arm seines Vaters bäumte. „Rupert, hast Du denn kein Erbarmen mit dem unschuldigen Kind? Und Du brauchst doch nur Hand auszustrecken, um es zu retten!“

Er ergriff Evas Hand und fuhr fort:

„Die Götter geb' ich Dir und alles, was Du sonst noch haben willst, mir ist die ganze Erde nichts mehr werth, wenn das Kind nicht mehr darauf ist, und mir ist's dann gleichgültig, ob Gott oder der Teufel mich abholt aus diesem elenden Leben!“

„Verjümbige Dich nicht, Schwager!“ bat der Moorheidler, von Grauen gepackt; „bet' zum Herrgott, daß er Dir das Kind erhält und daß er Dir verzeiht, denn Du weißt ja nicht, was Du thust!“

„Schwager!“ rief Jakob, der jetzt mit beiden Armen den in qualvoller Unruhe sich wälzenden kleinen Kranken festhalten mußte, „hab' ich Dir nicht immer geholfen und beigestanden, hab' ich . . .“

„Du hast's wohl meistens gut gemeint, Schwager,“ sagte der nachsichtige Moorheidler answeichend.

„Allmächtiger Himmel!“ schrie Jakob plötzlich auf, „ich glaub', es geht zu Ende! . . . Magnus, Magnus, mein kleiner Bub', das darfst Du Deinem Vater nicht antun! Du darfst nicht sterben!“

Es entstand eine tiefe Stille, jeder horchte auf die röchelnden Töne, die sich der schwer arbeitenden kleinen Brust entzogen; die weit aufgerissenen, starren Augen hatten einen Ausdruck irrer Angst.

Der Arzt wollte den Kleinen aus des Vaters Armen nehmen, aber Jakob hielt ihn krampfhaft fest und wandte sich wieder zu dem finster dreinschauenden Rupert, der sich in eine Ecke des Zimmers zurückgezogen hatte.

„Hilf, hilf!“ flehte ihn Jakob an; „ich will Dir alles thun, Dich schämen und hochhalten, nur leugne jetzt den Mord nicht! — oder leugne ihn, wenn Du willst, aber streck' Deine Hand aus . . .“

„Schweig, Ehrabschneider!“ schrie Rupert und stürzte mit wuthverzerrtem Gesicht auf Jakob los und schüttelte ihn so, daß

die silbernen Knöpfe seiner Jacke klirrend aneinander schlugen. Aber der verzweifelte Otterhofbauer war halb sinnlos vor Angst, der thätliche Angriff und die Beschimpfung kamen ihm nicht zum Bewußtsein, er fühlte nur die Weigerung heraus. Er warf sich seinem einstmaligen Knechte zu Füßen und bestürmte ihn aufs neue mit Bitten und Versprechungen, bis ihm die Stimme versagte und er in Thränen ausbrach. Dem Arzte schnitt dieser Anblick ins Herz.

„Thu' es doch!“ sagte er zu dem verwirrt und verstört dastehenden Rupert; „sonst verlierst er den Verstand!“

„Thu' es nicht!“ schrie der Moorheidler auf. „Was der Teufel die Seinigen lehrt, soll ein Unschuldiger nicht nachmachen!“

Rupert hatte auf die Mahnung des Arztes hin schon die Hand bewegt, jetzt zog er sie wieder zurück.

„Ich kann nicht . . .“ steht auf, Bauer!“ presste er hervor. „Neh' mir das Kind, Rupert!“ leuchtete Jakob.

„Thu's!“ drängte leise der Arzt. „Es wird nichts helfen, aber es kann doch auch nichts schaden, und ich sag' Dir, er wird sonst toll, noch eh' das Kind todt ist. Vorwärts, daß die Geschichte ein Ende nimmt!“

Der Arzt hatte, seitdem er durch sein Gutachten vor Gericht den Rupert gerettet, großen Einfluß auf ihn. Jetzt streckte Rupert mechanisch die Hand aus und legte sie auf Magnus' Brust, wo sie Jakob ergriß und auf das Herz lenkte, sie fest darauf drückend. Aber schlenmigt zog sie Rupert zurück, er bereute schon, nachgegeben zu haben.

„Es wird nichts helfen!“ murmelte er. Jakob sprang auf.

„Ob es hilft oder nicht,“ rief er und bedeckte Magnus' glühendes Gesichtchen mit Küßen; „ich dank' es Dir ewig, und magst Du zehnmal ein Mörder sein!“

(Schluß folgt.)

### Winter der Düne.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Eine Weihnachtsgeschichte von E. v. Wald-Bedtwisch. Mit Abbildungen von Carl Marx.



„Weihnachtszeit, heil'ge Zeit,  
Der Englein und der Kinder  
der Freud' —“

Kathi ten Eißens sang mit schriller, halblauter Stimme das alte Norddeutsche Weihnachtslied und rührte dabei mit entblöß-

tem muskulösen Arme den zähen Teig zu den Rosinenbrötchen. „Der Englein und der Kinder Freud'“ — weiter kam sie nicht; es wiederholte sich dann immer ein kurzes abgebrochenes, heiseres Lachen, das Henri ten Eißens, ihrem Cheherrn, durch Markt und Wein ging.

Der kräftige, in blaues grobes Tuch gekleidete Fischer saß

mit weit vorgestreckten Füßen auf dem dreibeinigen hölzernen Schemel, stützte den Ellbogen auf den rothgestrichenen Tisch und ließ den blonden Krauskopf schwer in der arbeitschweligen Rechten ruhen, während er mit der Linken den röthlichen, zweitheiligen Kinnbart strich.

Sein wettergebräuntes hübsches Gesicht belebten zwei große hellblaue Augen, welche einst sonnenhell ins Leben geblickt hatten. Aber das war nun vorbei, längst vorbei, jetzt folgten sie trübe den Hantierungen seines Weibes, deren Gesang er nicht länger mit anzuhören vermochte.

„Ach Du grundgütiger Gott! Und daran bin nur ich schuld!“ Damit erhob er sich, reckte seine sehnigen Glieder, stülpte den schwarzen, abgetragenen Filzhut auf und schritt zur Thür.

Draußen pfliff vom Meere her der heulende Nordost scharf über die baumlosen Dünen, wühlte die Wasser bis zum Grund auf, so daß sie sich zu Wellengebirgen thürmten, und legte den feinen Sand über das Dach von Henri ten Eißens Hütte.

„Wenn er sie doch ganz verwehte!“ höhnte der Fischer und gab seine breite Brust den rasenden Winden preis. Die schwarze schaumgekrönte Nordsee tobte wie ein wüthendes Raubthier, aber in ten Eißens Busen tobte der Sturm noch mehr. Es war ja schon lange her, seit es da drinnen zum letzten Male freudig geklopft hatte; aber heute, gerade heute am Weihnachtstage, da fiel ihm sein Kummer mit aller Schwere aufs Herz, daß er glaubte, ersticken zu müssen.

„Weihnachtszeit, heil'ge Zeit,  
Der Englein und — —“

brummte Henri jetzt mit seiner tiefen Bassstimme, aber das „der Kinder Freud'“ wollte ihm nicht über die Lippen. Da lag er im Sande, unter Strandhafer und Düngengras fast verstaubt, der Sturmwind heulte über ihn hinweg und der eisenfeste Mann schluchzte laut in beide Hände.

„Herr Gott, vergieb mir! Ich wollte es ja gut machen — er sollte ein braver Mensch werden — da brauchst's Strenge — und nun kam es so — o mein Gott!“

Und vor Henri's Seele stieg jener furchtbare Tag auf, als Jann, sein einziger, bereits zum kräftigen Jungen herangewachsener Sohn, auf und davon ging. Er war ein wilder, unbändiger Bursche gewesen und der Vater hatte Mühe genug gehabt, ihn in Zucht zu halten; oft hatte das Taubende seine schmerzhafteste Sprache zu dem kleinen Thunichtgut geredet. Je strenger indessen Henri gegen den Knaben gewesen war, desto mehr hatte ihn die Mutter verwöhnt.

Aber einmal war's doch auch ihr zu toll gewesen, und sie sah wohl ein, daß er Strafe haben mußte, brachte es aber nicht fertig, ihn selbst zu züchtigen. So hatte sie ihm gedroht: „Warte nur, ich sag's dem Vater!“

Das mochte auf Jann einen gewaltigen Eindruck gemacht haben, denn wenn sich die allzeit nachsichtige und gütige Mutter sogar bewegen fühlte, ihn bei dem Vater, dessen Strenge sie für ihn fürchtete, zu verklagen, so konnte er sich auf gehörige Strafe gefaßt machen. Die Furcht davor trieb ihn in die weite Welt, und die Eltern blieben mit ihrem Kummer allein zurück.

Doch ten Eifen unterbrach die trüben Erinnerungen, die an seinem inneren Auge vorüberzogen; er durfte Kathi heute gerade nicht allein lassen, und so schritt er denn schwerfällig zu der rothen Ziegelhütte zurück, welche sich, von einem kleinen Gärtchen umgeben, dicht hinter den Dünen erhob. — Einst hatten in diesem Gärtchen während des Sommers rothe Nelken, duftende Rosen und schwarzgetüpfelte Feuerlilien geblüht. Die Fremden waren stehen geblieben und hatten sich der Blumenpracht gefreut. Aber nicht hier allein galt ihr Verweilen, es galt noch mehr dem blondlockigen Knaben, der zwischen den Beeten spielte.

„Wie heißt Du, mein Söhnchen?“

„Ei, so sag's doch! Wer wird so blöde sein!“ hatte Kathi dem Kleinen zugerannt.

„Jann ten Eifen.“

„So ist's recht! Nun gib ein schön' Patschchen.“ ermutigte die muntere Fischersfrau ihren Liebling weiter, der sich endlich auch bewegen ließ, sein sandfeuchtes Händchen den Gästen entgegenzustrecken; selten zog er es ohne eine kleine Gabe zurück.

Und auch später hatte sich jeder über den strammen heranwachsenden Jungen gefreut, der da schon so flott seine Netze strickte oder das kleine Gärtchen in Ordnung hielt.

Das war nun vorbei: die Nelken verdorrt, die Rosen verwildert, die feurigen Lilien vom Strandhafer überwuchert — und der blondlockige Jann ten Eifen spurlos verschwunden!

Henri öffnete mit Mühe die Thür, die der Sturm mit Gewalt in die Fugen drückte. Kathi kauerte mehr, als daß sie saß, in der Nähe des Ofens und sah geistesabwesend in die züngelnden Flammen. Das that sie oft; der hastigen, aufgeregten Arbeit folgte eine Abgespanntheit, welche ihren Mann noch besorgter machte. Dann hörte und sah sie nichts, mochte Henri sie ansprechen oder durch freundliche Liebfosungen zu ermuntern suchen.

Auch jetzt streichelte er ihr Haar und Wangen. Wunderbar, wie seine riesigen, groben Hände zart mit der Kernisten umzugehen

wußten. Grenzenlose Liebe, Mitleid und tiefer Seelenschmerz lagen in jeder seiner Bewegungen.

Pfötzlich fuhr die Frau empor, als wenn sie aus langem Schlummer jäh erwacht wäre, stürzte an den Tisch und formte aus dem Teige die Weihnachtsbröckchen.

„Für Dich — für mich — und die beiden für unsern Jann,“ sagte sie mit einem zärtlichen Lächeln, welches so schlecht zu dem starren Ausdruck ihrer Augen paßte. — Was lag nur darin? Wie ein Schleier breitete es sich über die dunklen Pupillen, die stets so furchtbar ernst in das Leere schauten.

„Bist Du mir böse, Henri? Unser Jann kommt heute! Schlage ihn nicht mehr! — Nicht wahr? — der böse, liebe Junge — so lange auszubleiben! — Ach du lieber Gott!“

Kathi nahm noch eine Hand voll Rosinen, wusch sie vorsorglich im frischen Wasser, drückte sie still lächelnd in die Wecken und legte auf die für Jann bestimmten gierlich die Buchstaben „J. t. E.“

Ten Eifen brach fast das Herz bei dem halb irr sinnigen Treiben seines Weibes. Er hoffte nicht mehr auf des Sohnes Wiederkehr. Jann war umgelommen, gestorben und verdorben, sonst hätte er in der langen Zeit doch irgend ein Lebenszeichen von sich gegeben!

Kathi griff nun zu ihrem schwarzen, wollenen Mantel, hüllte sich fest darin ein, schlang ein Tuch um den Kopf, nahm einen starken Tragkorb auf den Rücken und bald darauf wartete sie, der Unbilden des Wetters nicht achtend, durch den tiefen Sand dem belebteren Theile des Dorfes zu.

Hier waren die Straßen mit rothen Ziegelsteinen gepflastert, und nun schritt sie tapfer aus, so daß sie bald den Marktplatz erreichte.

Ein grüner Wald war hier auf der sandigen, baumlosen Insel über Nacht entstanden. Die Zinkenwerber Schiffe und der Dampfer, welcher von Norden kommt, hatten Tannenbäume in Hülle und Fülle herübergebracht.

„Ach wie schön! Wie schön!“ rief Kathi ten Eifen. „De Nchade Severins, gib mir einen recht, recht schönen — mein Jann muß den größten haben, den allergrößten! Du weißt doch, daß er heute kommt?“

Der alte Fischer sah das junge Weib schmerzlich an und gab ihr eine prächtige, schlankgewachsene Tanne.

„Danke, danke — wird der sich freuen!“ Damit ging sie weiter, kaufte hier blaues Zeug zu einem Anzuge, dort Aep'el, Nüsse, Lichter und echten friesischen Knüppelkuchen.

„Nun ist's genug,“ sagte sie, packte alles in ihren Tragkorb,

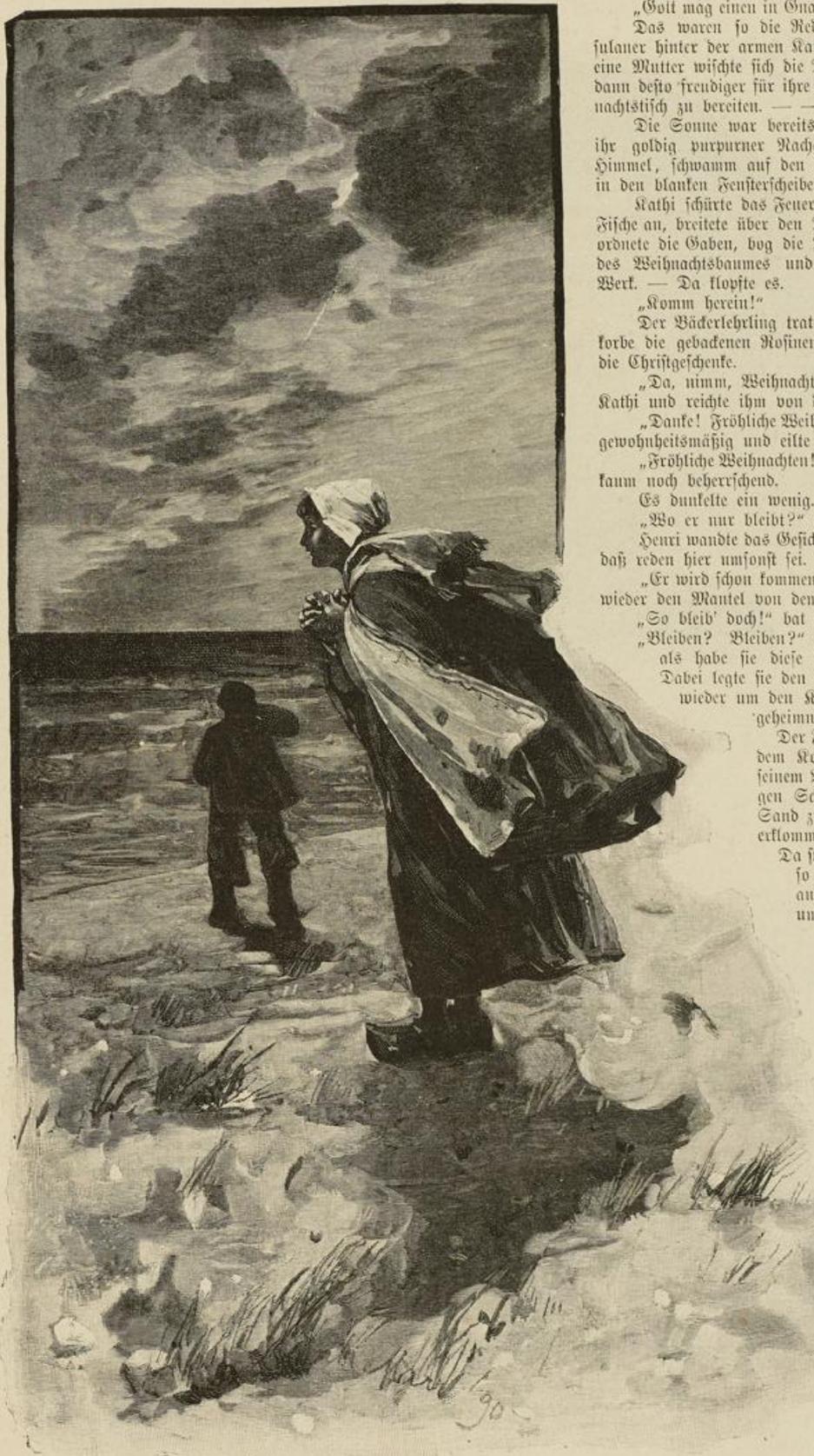
nahm ihn auf den Rücken, umfaßte den Christbaum mit ihren beiden kräftigen Händen und kämpfte sich wieder durch Sand, Nordost und Schneehaufen zu der Hütte hinter der Düne zurück.

„Die arme Kathi! Die hat's zu sehr gepackt. Was war das für ein schmüdes Weibchen! Und eine tüchtige Hausfrau!“

„Gerade daß sie dem Jungen mit dem Alten gedroht hat, ist ihr ins Gehirn gefahren.“

„Und ten Eifen ist der Alte auch nicht mehr, an dem nagt der Wurm, daß er so streng mit ihm war.“





„Gott mag einen in Gnaden vor so etwas bewahren!“  
 Das waren so die Reden, welche die biederen Inselaner hinter der armen Kathi herbanden; und mehr als eine Mutter wischte sich die Thränen aus den Augen, um dann desto freudiger für ihre blonde Kinderschar den Weihnachtstisch zu bereiten. —

Die Sonne war bereits blutroth ins Meer getaucht, ihr goldig purpurner Nachglanz flammte am wolkigen Himmel, schwamm auf den wogenden Fluthen und blitzte in den blanken Fensterscheiben von ten Eizens Hütte.

Kathi schürte das Feuer auf dem offenen Herde, setzte Fische an, breitete über den Tisch ein schneeweißes Tünnchen, ordnete die Gaben, bog die Wachstlichter um die Zweige des Weihnachtsbaumes und betrachtete wohlgefällig ihr Werk. — Da klopfte es.

„Komm herein!“

Der Bäckerlehrling trat ein, brachte in einem Schließkorbe die gebackenen Rosinenbrötchen und legte sie neben die Christgeschenke.

„Da, nimm, Weihnachtszeit — heil'ge Zeit —“ sagte Kathi und reichte ihm von den Kesteln und Küssen.

„Danke! Fröhliche Weihnachten!“ entgegnete der Knabe gewohnheitsmäßig und eilte wieder dem Dorfe zu.

„Fröhliche Weihnachten!“ stöhnte Henri, seinen Schmerz kaum noch beherrschend.

Es dunkelte ein wenig.

„Wo er nur bleibt?“ flüsterte Kathi.

Henri wandte das Gesicht ab und schwieg. Er wußte, daß reden hier umsonst sei.

„Er wird schon kommen!“ meinte die Frau und nahm wieder den Mantel von dem Nagel.

„So bleib' doch!“ bat ten Eizen.

„Bleiben? Bleiben?“ Kathi sah ihn so erstaunt an, als habe sie diese Worte nicht recht verstanden.

Dabei legte sie den Mantel um, wickelte das Tuch wieder um den Kopf und winkte ihrem Manne geheimnißvoll mit dem Finger.

Der Fischer schüttelte verzweifelt mit dem Kopfe, entschloß sich aber doch, seinem Weibe zu folgen, welches hastigen Schrittes in dem tiefen weichen Sand zur Düne ging und deren Kamm erklimmte.

Da stand die Frau wieder, wie schon so manches Mal, und schaute hinaus in das weite, brausende Meer, um ihren geliebten Jann zu erwarten. Und Henri hartete auch dieses Mal geduldig neben ihr aus.

Schäumend züchteten die Wellen gegen die Dünen und lecten hinauf fast bis zu den Füßen der beiden, tosend brachen sich die Wasser und die Brandung heulte mit dem Sturme um die Wette.

Kathi hielt stand; in gespenstlich flatterndem Gewande, vom blassen Mondschein umflossen, so stand sie da und suchte mit ihrem Auge jede Wellentiefe zu ergründen, ob da nicht vielleicht ein Boot emporsiege, welches ihr Alles bringe.

„Dorch — — Henri!“ rief sie plötzlich.

„Was willst Du, Kathi? Das ist der Sturm!“

„Nein, nein — — Mutter — Mutter!“ ruft da jemand — ich höre es deutlich!“

„Kathi, die Möven! Komm, Frau!“  
„Ach! Die Möven! — — Nun kommt er noch nicht, der böse, der liebe Junge!“

Ten Eijzen umfaßte seine Frau fest, aber liebevoll und wollte sie zur Hütte zurückführen, denn sie war schwach geworden wie ein Kind und vermochte sich jetzt kaum noch auf den Füßen zu halten. — Er kannte das schon. — Da blieb sie wieder stehen. Wilde Verzweiflung kam über sie. Sie breitete die Arme aus: „Jann! Jann!“ Klang es schaurig in die stürmische Nacht hinaus. „Dort! — Dort! — Mann! — Mann! — Er ist da! Er ist da!“

„Kathi —!“  
„Sieh das Boot! Dort — es taucht auf — Jann! Jann! — — Jetzt ist's verschwunden — — nein — nein — Mensch — Mann — Henri — siehst Du nicht? — Da kommt mein Kind — — mein Kind!“

Dem Fischer grauste, ihm war's, als sträubten sich ihm die Haare, aber er folgte unwillkürlich mit den Augen der Handbewegung seines Weibes.

„Bei Gott dem Allmächtigen, wirklich ein Boot! — Ohne Mast — ein Mann steht aufrecht darin — es treibt umher! — Bleibe, Kathi, — bleibe! — Ich werde Hilfe herbeischaffen!“

Gieb ihm ein Zeichen! Winke mit dem Tuche! Hole die Laterne!“  
Dahin stürzte Henri, um eiligst sein Boot klar zu machen, dorthin Kathi, damit sie die Laterne hole.

Henri ten Eijzen, Emken Alün und zwei andere Fischer stießen schon vom Lande, und Kathi schwenkte das Feuerzeichen, als gälte es, dadurch die Welt vor dem Untergange zu retten.

„Jann! Jann! — — Weihnachtszeit, heil'ge Zeit — — Jann! Jann! — Ich bin da — — der Engel und der Kinder Freund — ich bin da! — Komm! — Komm! — —“

Und vom schwankenden Rachen her erfolgte Antwort. Der Fegens eines Segels wurde geschwenkt und Kathi glaubte die Stimme ihres Knaben zu hören, die sich für sie mit dem wüthenden Nordost zu einer jubelnden Weihnachtshymne vereinte.

Von der Hafenseite her kämpfte sich Henris Boot zu dem anderen heran. Jetzt tanzte es hoch auf den Wellen — nun verschwand es, jetzt saßten es die Wasser, daß das Steuer fast seine Kraft verlor. —

Kathi sah es, sie begriff die Gefahr und faltete die Hände zum brünstigen Gebet. Nun flog ein Tau hinüber zu dem entmasteten Fahrzeug, jetzt ein zwei-

tes — jetzt wandte ten Eijzen sein Boot und schleppte das gerettete glücklich in den sicheren Hafen.  
Da stand schon Kathi.  
„Jann! Jann!“

Ein fast zum Mann gereifter Jüngling sprang ans Land, lag zu den Füßen des Weibes und umfaßte schluchzend ihre Kniee.

„Ich bin's, Mutter — ich bin's — — Vater, Mutter, vergebt mir!“

Henri ten Eijzen stand sprachlos. Das Mutterherz hatte sich also doch nicht betrogen! — —

Es dauerte eine geraume Weile, bis der Ueberchwang der Gefühle ein richtiges Fragen und Antworten gestattete. Vom Arme der Mutter umschlungen, erzählte Jann, wie ihn das Heimweh unüberwindlich ergriffen habe, als er mit seinem englischen Schiffe so nahe gewesen. Da sei er entflohen mit Gefahr seines Lebens und seit drei langen, langen Tagen treibe er nun schon auf der See.

Aber es war, als ob Kathi das alles nicht hörte.

„Ich wußte es, daß Du heute noch kommst, ich wußte es ganz gewiß!“ wiederholte sie nur immerfort.

Sie schritten zur Hütte. Jann hätte den Sand seiner Heimath küssen mögen! —

Da schaute das Dach schon hinter der Düne hervor und Kathi slog mehr, als daß sie ging, dem bescheidenen Heime zu.

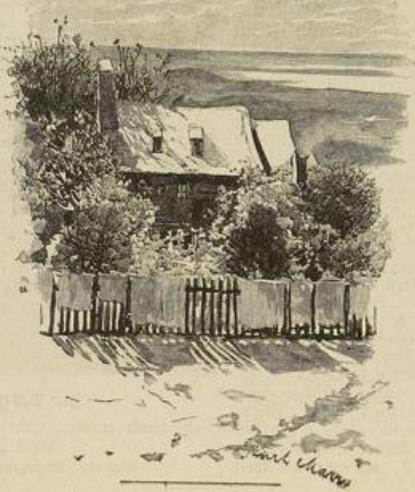
„Wartet — wartet noch ein wenig! Erst —!“

Sie war schon hinter der Thür verschwunden, der bereitstehende Christbaum flammte auf im Lichterschein und erleuchtete den niederen Raum wie mit einem überirdischen Glanze.

\* \* \*

Im nächsten Jahre blühten wieder die Nelken, die Rosen und die Fenchelilien in dem kleinen Gärtchen vor Henri ten Eijzens Hütte. Heller Sonnenschein lag darüber und fand seinen Abglanz in Kathis und Henris fröhlichen, zufriedenen Gesichtern.

Alle Dunkelheit war ihnen von Geist und Gemüth genommen, denn Jann war ja da, er war ein guter, rechtschaffener Sohn und tüchtiger Seemann geworden, welcher seinen Eltern in Liebe, Gehorsam und Arbeit getreulich zur Seite stand.



## Blätter und Blüthen.

**Ueberschwemmungen.** Der Winter brach in diesem Jahre mit einem Wettersturz herein, der im Gedenten vieler Menschen als eine Zeit des Schreckens und der Trauer sich eingraben wird. Diefte, andauernde Regengüsse und in der Nacht vom 23. zum 24. November ein gewaltiger Köhnturm führten Hochwasser fast in ganz Mitteleuropa herbei und be-



Das Haus „Zum Kaffeebaum“ in Karlsbad nach seiner Zerstörung durch die Wasserfluthen.

Nach einer Photographie im Verlag von Hans Zeller in Karlsbad.

sonders der Rhein und Main, die Moldau und die Elbe traten verheerend über ihre Ufer, brachten Jammer und Elend über viele Tausende von Familien und begruben Millionen von Werthen in ihren schlamigen Fluthen. Unter all diesen graufigen Verwüstungen haben in hervorragender Weise die, welche Karlsbad betrafen, die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt; nicht, daß die Stadt der berühmten Quellen am meisten zu leiden gehabt hätte — Barmen, Köfen u. s. w. haben vielleicht ebenso schwer gelitten — aber Karlsbad ist ein weltbekannter Ort, seine Straßen und Anlagen an der Tepl, jedes der alten gemüthlichen Häuser in der Nähe des Sprudels, des Mühl-, Markt- und des Theresienbrunnens, die Kaffeehäuser der „Wiese“ sind Hunderttausenden von Kurgästen vertraut und lieb geworden, all diese Verhältnisse umschweben sicher so mancherlei Erinnerungen unzähliger dankbarer Patienten, daß es wohl gerechtfertigt ist, wenn wir an diesem sozusagen klassischen Punkte die furchtbaren Wirkungen des rasenden Elementes unsern Lesern zeigen, zumal wir durch die Liebenswürdigkeit eines Freundes der „Gartenlaube“ in der Lage sind, an der Hand von Photographien unsere Leser mitten in die Gremel der Zerstörung hineinzuversetzen.

Wer in Karlsbad gewesen ist, weiß, daß die Tepl ein kleines harmloses Flößchen ist, welches, eingegrenzt zwischen Wassermauern, Quais und meist alten Häusern, sich durch die Stadt windet. Am Montag den 24. November strömten plötzlich die Fluthen dieses Wasserlaufs mit rasender Gewalt drei Meter hoch durch die Marienbaderstraße, die alte und neue Wiese, den Markt, die Mühlbadgasse, Sprudelgasse, Kaiser- und Egerstraße, überflutheten den Quai und richteten fürchterliche Verheerungen an. Ein reizender Strom ergoß sich sozusagen mitten durch den Kern, den belebtesten, mit Geschäften erfüllten Theil, der Stadt, Thüren und Wäden eindringend, in die Häuser dringend und aus diesen forschwemmend, was in sein Bereich kam. Die schwersten Möbel, Betten, Haushaltungsgegenstände wurden hinausgerissen, fortgetrieben, Brücken und Stiege, Wassermauern und Quaianlagen stürzten in die schwarze tobende Fluth. — Nachdem die eiserne Sophienbrücke den rasenden Wassern zum Opfer gefallen, strömte die Fluth ungehemmt auf das Haus „Zur Stadt Hamburg“ zu — dessen Grundmauern sie unterwühlte — man erwartete jeden Augenblick dessen Einsturz, und mit unsäglicher Mühe gelang es, die gefährdeten Einwohner zu retten — das allbekannte Haus „Zum Kaffeebaum“ an der Kreuzgasse stürzte unter furchtbarem Krachen zusammen. Vom Goethedenkmal, dieser Zierde Karlsbads, wurde die schwere Marmorbüste herabgeschleudert. — In den berühmten Puppischen Verkaufsläden stand das Wasser manns hoch — genug, es war für die Karlsbader ein Augenblick, als sollte die Welt

untergehen. Ein besonders tragischer Zug kam in die Katastrophe dadurch, daß der Bürgermeister Knoll beim Beaufsichtigen der Rettungsarbeiten angeichts eines mit den Wogen ringenden Mannes vom Schlage gerührt wurde und sofort verchied. Schwer hat der weltberühmte Badeort gelitten, aber das Kostbarste, was er besitzt, — die Quellen, sind von der Verheerung völlig unberührt geblieben.

**Vom Weihnachtsbühertisch. Prachtwerke.** Es herrscht in diesem Jahre nicht gerade Ueberfülle auf dem Gebiete der Prachtwerke, und das ist vielleicht ganz gesund; denn naturgemäß ist die Aufnahmefähigkeit des Publikums für solche theureren Werke nicht so groß wie für gewöhnliche Bücher in schlichtgediegener Ausstattung.

Eine der reizendsten Neuigkeiten ist „Allerlei aus A. Henschels Skizzenmappen“ (M. Henschel, Frankfurt a. M.). Wer kennt sie nicht, die reizenden Henschelschen Zeichnungen, diese fein hingestrichelten bald rührend amüthigen, bald urreinlichen Gestalten und Figuren, wie sie nur der geborene Humorist herausfindet aus dem wirren Treiben des Alltagslebens! Seit Jahren schon waren die photographischen Nachbildungen dieser Henschelschen Skizzen das Einzige des Kunstliebhabers, aber die Blätter waren zu kostbar, als daß viele sie sich zu eigenem Besitze hätten erwerben können. Erst die Vervollkommnung des Lichtdruckverfahrens hat es möglich gemacht, billigere Ausgaben zu veranstalten, und so sind in den letzten Jahren nacheinander drei schöne Bände voll solcher Lichtdruckwiedergaben „Aus A. Henschels Skizzenbüchern“ erschienen. Die neueste Sammlung unter dem Titel „Allerlei aus A. Henschels Skizzenmappen“, ein fein ausgestatteter Quartband von 40 Blättern, unterscheidet sich von den früheren dadurch, daß sie bisher noch nicht Veröffentlichtes enthält. Es sind Reiseeindrücke, Porträts, Thier- und andere Studien, Humoreskisches und Ernstes.

Von einem anderen, verwandten Unternehmen haben wir unseren Lesern bereits wiederholt berichtet. Es sind die „Studienmappen deutscher Meister“, herausgegeben von Julius Lohmeyer (Breslau, C. T. Wiskott). Die heuer erschienene Mappe ist Paul Meyerheim gewidmet, von dem sie zehn Studienblätter in Lichtdruck bringt. Meyerheim ist ein Künstler von seltener Vielseitigkeit, das spiegelt sich auch in diesen wenigen Blättern wieder; sie vereinigen Thierstudie, Landschaftliches und Genre. Besonders interessant sind die Loggienbilder aus der Gartenhalle des Geh. Kommerzienraths Vorig in Berlin, welche Szenen aus der Welt des Maschinenbaus enthalten. — In dem Augenblick, da wir diese Zeilen druckfertig machen, geht uns auch die nicht minder gediegene A. v. Werner-Mappe zu. — Und noch ein Künstleralbum haben wir zu besprechen: es führt uns einen etwas einseitigeren, aber in seiner Beschränkung vollendeten Meister vor, Carl Kröschel. Seine wunderbar zart gehaltenen Porträts und seine reizenden Kindererzelen haben ihn nicht bloß in der Werthschätzung unter den Fachgenossen einen der ersten Plätze errungen, sondern ihm auch eine weitreichende Beliebtheit in den



Die Ueberschwemmung in Karlsbad.

Die punktirte Linie giebt die Grenze des höchsten Wasserstandes beim Haus „Zur Stadt Hamburg“ an.

Nach einer Photographie im Verlag von Hans Zeller in Karlsbad.

Kreisen der Laien gefiebert. Das nunmehr im Verlage des literarischen Jahresberichts (Leipzig, Artur Seemann) erschienene Fröschl-Album vereinigt sechzehn köstliche Kindererzählungen und bildet eine wahrhaft herzergreifende Gabe für alle Kunstliebhaber, ganz besonders aber für die Kinderfreunde unter ihnen.

In Nummer 42 haben unsere Leser schon ein paar Proben aus dem Prachtwerke von E. W. Allers über die Meininger kennen gelernt. Das ganze Werk (bei Friedrich Conrad in Leipzig erschienen) umfaßt 40 solcher prächtiger Zeichnungen, wie wir sie in jener Nummer mitgeteilt haben; sie schildern uns die Meininger nicht bloß auf der Bühne, sondern auch hinter den Coulissen, bei der Probe, daheim in ihren vier Wänden, man lebt alle ihre Leiden und ihre Freuden, viel Ernst und noch mehr Humor mit ihnen durch. Allers' graziöser Stiff hat in seinen „Meininger“ ein Werk geschaffen, das seinen früheren Veröffentlichungen, die sich so rasch die Gunst des Publikums erobert haben, ebenbürtig an die Seite tritt.

Um vorläufig in dem Gebiete des Dramas zu bleiben, sei hier erwähnt, daß Alexander die schönsten Ritterstauferstücke, welche unsere Literatur besitzt, das „Käthchen von Heilbronn“ oder die „Feuerprobe“ von Heinrich v. Kleist, zu illustrieren unternommen hat. Dits Zeichnungen sind in jeder Beziehung vortrefflich gelungen, und die neue Pracht-Ausgabe (Berlin, Verlag von Albert Goldschmidt) wird nicht verfehlen, die Dichtung Kleists dem deutschen Volke vertrauter zu machen, wie dies mit dem „Zerbrochenen Krug“ durch die wunderbaren Zeichnungen Adolf Menzels geschehen ist.

Die landschaftlichen Prachtwerke, welche lange das Feld fast vollständig beherrschten und z. B. noch im vorigen Jahre in Jenseits „Schwarzwald“ einen hervorragenden Vertreter fanden, treten diesmal ganz zurück. Das einzige, das hier der Erwähnung bedarf, ist Rudolf Cronaus „Im wilden Westen. Eine Künstlerfahrt durch die Prärien und Felsengebirge der Union“ (Braunschweig, Oskar Löffelbecker). Unsere Leser kennen die gewandte Feder und den nicht minder gewandten Stiff des Schriftstellers und Künstlers Cronau, und so ist aus seinen Händen ein hochinteressantes, Genuß und Belehrung glücklich verbindendes Buch hervorgegangen, das jung und alt erfreuen wird. — Viele Freunde wird sich, besonders in Thüringen, ein kleines, aber wunderhübsch ausgestattetes Bändchen erwerben, „Thüringen in Bild und Poesie“ (Eisenach, Verlag von Hugo Brunner). Es enthält eine Menge meist farbig ausgeführter Vignetten, kleine Kabinetsstücke der Landschaftsmalerei von der Hand einer künstlerisch begabten Dame, Lisa Vielig, denen sich zugehörige Verse aus dem reichen Schatze der deutschen Poesie anschließen. Und es giebt ja fast keinen unter unseren großen Dichtern, der nicht einmal in seinem Leben die Stimme zum Preise des schönen Thüringerlandes erhoben hätte!

Eigentlich unter den Jugendschriften einzureihen wäre gewesen ein Prachtwerk aus dem Verlag von Adolf Töte in Leipzig, „Prinzen-Märchen“ von Agnes Schöbel, illustriert von Georg Schöbel. Der Text bewegt sich mit Glück im schlicht anmuthigen Märchentone, der sich dem kindlichen Verstande so leicht anschmiegt, während die Zeichnungen ihre Wirkung mehr bei den Erwachsenen üben dürften.

Und nun einen Sprung aus dem Land der arten Märchen in das der rauhen Politik. Ein politisches Prachtwerk — beinahe eine sogenannte contradictio in adjecto, ein Widerspruch in sich selbst! Und doch möchten wir das „Bismarckalbum“ des Kladderadatsch so nennen, das uns die Geschichte des großen Mannes von einer so eigenartigen Seite vorführt, das zugleich selbst ein Stück Geschichte der modernen Karikatur überhaupt

bildet. An äußerem Erfolg reißt sich ja auch das Bismarckalbum mit seinen fünfzehn Auflagen in neun Monaten (Berlin, A. Hofmann u. Co.) den Löwen des Tages, „Kleinbraut als Erziehler“ und Kellmanns „Jahr 2000“, an.

**Zuleber.** (Zu dem Bilde S. 865.) Wenn es Weihnacht wird in nordischen Ländern, da sind viele Hände geschäftig, den Zuleber (oder Zulbod, Zulbröd, Ginnlebröd, Zulgalt) zu bereiten. Inmitten von Schinken, Käse, Butter, Bier und Brannwein bleibt er bis St. Kanut auf der Tafel stehen. Die und da macht ihm die Zulleule (Zullubba) Konkurrenz, die an einem Bande über dem Tisch befestigt ist und mit der man mannigfache Spiele spielt. Am liebsten ist man Schinken zum Zulbröd, denn dies ist ja kein wirklicher Eber mehr, sondern nur ein Gebäck von feinem Wehl, auf dem ein Eber mit zwei Stoßzähnen oder bisweilen auch ein Widder mit zwei Hörnern abgebildet ist.

Einstens war es anders. Da briet zur Zulfeier ein wirklicher Eber am Spieß über dem Herdfeuer, und als in späterer Zeit die Eber seltener zu werden begannen in den nordischen Wäldern, da zogen die Mannen der einzelnen Höfe bereits acht Tage vor dem Feste aus, um ein Stück des seltenen Wildes für das Fest zu erbeuten.

Der Brauch des Eberschmanjes zur Winterlohnentwende reicht in urgermanische Zeit zurück; findet er sich doch auch bei dem nordwestlichen Zweige der Westgermanen, in Großbritannien. Dort ist vielfach noch heute der festgeschmückte Ebertopf das Hauptgericht des Weihnachtsmahles; mit Myrthen, Rosmarin und Lorbeer geschmückt, wird er aufgetragen, und in Oxford knüpfen sich noch heute Umzüge an den Brauch des Zulebers.

Einstens hatte der Eber beim Füllschmanes eine hohe Bedeutung. Ueber ihn reichten sich die Männer die Hände und gelobten, Thaten zu vollbringen. Und was einer hier gelobt hatte, das mußte er halten, wenn er nicht für ehelos gelten wollte. Vor anderthalb Jahrzehnten hat Felix Zahn diesen Zug benutzt, um den Knoten zu schürzen in seinem kleinen nordischen Roman „Sind Götter?“ Aber schon vor mehr denn siebenhundert Jahren besang die Bibel der Altisländer, die Edda, ein verhängnisvolles Gelübniß beim Zuleber.

Helgi, der Sohn Hjóvarðs, war ein großer König und gewaltiger Kriegsheld. Seine Braut war Swawa, eine Walküre, die in der Schlacht die dem Tode Verfallenen ließe und mit ihrem Schwid die Helden schützte, denen die Normen noch längeres Leben im Sonnenschein gewährten. Da sah Helgis Bruder Hedin mit den Seinen am Zulabend beim festlichen Eberschmanse. Der Becher Bragis ging herum, und sie gelobten über dem Sühneber künftige Großthaten. Alle waren große Helden, und einer überbot den andern in seinem Gelöbniß. Da gab eine Dexe, die dem Hedin grollte, ihm ein, über dem Eber zu geloben, daß er Swawa, seines Bruders Braut, heimführen wolle. Das unbesonnene Wort war gesprochen, und er war gezwungen, sein Wort zu lösen. Er geht es seinem Bruder:

„Böseres that ich als Baumbestraftes:  
Gelobend ertor ich die Königstochter  
Beim Bragitrunkte, die Deine Braut ist!“

und dieser, der seinen baldigen Tod in der Schlacht ahnt, zürnt ihm nicht. Helgi wird im Kampfe gegen König Alf tödlich verwundet. Sterbend bittet er Swawa, seines Bruders Braut zu werden. Doch diese hat sich einzig ihm verlobt und stirbt mit ihm.

Von beiden aber geht im Norden die Sage, daß sie zum Lohn für ihre Treue in der Welt der Seligen wiedergeboren seien. A. T.



Eine Weihnachtsbescherung für junge Ehemänner.

Nach einem Gemälde von F. Stuck.

Photographie im Verlage der Photographischen Union in München.

**Inhalt:** Sonnenwende. Roman von Marie Bernbard (16. Fortsetzung). S. 861. — Hunarige Gäste. Bild. S. 861. — Zuleber. Bild. S. 865. — In der Heimath. Bericht von Martin Greif. S. 868. — Der „Deutsche Tag“ in Amerika. Von Julius Gochel. Mit Abbildungen. S. 869. — Finstere Mächte. Eine Banerengeschichte von Emmer Weidrod (2. Fortsetzung). S. 870. — Herdtrieb auf der Kiste. Bild. S. 872 u. 873. — Winter der Däne. Eine Weihnachtsgeschichte von E. v. Wald-Jedtwig. S. 875. Mit Abbildungen S. 875, 876, 877 u. 878. — Blätter und Blüthen: Ueberichnenmänner. Mit Abbildungen. S. 879. — Vom Weihnachtsbilde. Prachtwerk. S. 879. — Zuleber. S. 8 u. 9. (Zu dem Bilde S. 865). — Eine Weihnachtsbescherung für junge Ehemänner. Bild. S. 880.

## Nicht zu übersehen!

Mit nächster Nummer schließt das vierte Quartal dieses Jahrgangs unserer Zeitschrift. Wir ersuchen daher die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das erste Quartal des neuen Jahrgangs schleunigst aufgeben zu wollen.

Die **Postabonnenten** machen wir noch besonders auf eine Verordnung des kaiserlichen Reichspostamts aufmerksam, laut welcher der Preis bei Bestellungen, welche **nach Beginn des Vierteljahrs** aufgegeben werden, sich pro Quartal um 10 Pfennig erhöht (das Exemplar kostet also in diesem Falle 1 Mark 70 Pfennig statt 1 Mark 60 Pfennig).

Einzelne gewünschte Nummern liefern wir pro Nummer incl. Porto für 35 Pfennig (2 Nummern 60 Pf., 3 Nummern 85 Pf.). Den Betrag bitten wir bei der Bestellung in Briefmarken einzufenden. **Die Verlagshandlung.**

Verlagsgesellschaft unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kroner. Verlag von Ernst Reitt's Nachfolger in Leipzig. Druck von H. Wiede in Leipzig.